BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ørsted, Hans Christian, 1777-1851

Gesammelte Schriften

Bd.: 4

Leipzig 1851

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.3543(3/4#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11302094-3

Hans Christian Oersted.

Gesammelte Schriften.

Deutsch von

Prof. Dr. K. L. Kannegießer.

Vierter Band.

Charaktere und Reden.

Verlag von Carl B. Lorck

in

Leipzig.

Vorwort.

Es mag wohl besonders für Deutsche, und in einer Zeit, wo der Schriftsteller meistens viel älter als seine Bedeutung ist, eine neue, fast sonderbare Erscheinung sein, wenn ein Mann, der schon lange in der Wissenschaft und als Staatsbürger sich einen hochgeschätzten Namen erworben und auch thätig durch die Literatur gewirkt hatte, erst im 73. Jahre als Schriftsteller im eigentlichen Sinne des Wortes auftritt, und als solcher von seiner Nation nach Verdienst gewürdigt und den besten zugezählt wird. Es war dieß der Fall mit Oersted. Wohl wußte man, daß er sein ganzes Leben hindurch, neben seiner praktisch-wissenschaftlichen, auch eine bedeutende literarische Thätigkeit entwickelt hatte, daß er die Feder mit seltener Klarheit und Gewandtheit führte; die Ergebnisse dieser Thätigkeit waren aber, neben streng wissenschaftlichen Lehrbüchern, als Gelegenheitsschriften und kleinen Abhandlungen, um Resultate der Wissenschaft auf dem schnellsten Wege in die Welt zu bringen, größtentheils so in Zeitschriften zerstreut, daß sie

entweder schon in Vergessenheit geriethen oder doch nicht den concentrirten, bestimmt abgegrenzten Eindruck machten, der den schriftstellerischen Ruhm bedingt. So war „Der Geist in der Natur," als er im vorigen Jahre erschien, fast für Alle eine wirkliche Ueberraschung, durch welche erst Oersted's Bedeutung als Schriftsteller der Nation zum Bewußtsein gebracht wurde.

Es ist aber eine vielleicht ebenso anziehende als seltene Erscheinung, daß ein Mann, der seit 50 Jahren Lehrer der Wissenschaft, dessen Leben während dieser Zeit von Vorlesungen, Experimentiren und Entdeckungen, und von unausgesetzten Bestrebungen, seiner Wissenschaft Früchte für das Leben zur praktischen Geltung zu bringen, ausgefüllt war, noch Geistesfrische, Lebenskraft, ja fast jugendliches Feuer genug besitzt, um am Ende seiner Laufbahn die Ergebnisse seines Lebens, das geistig Bleibende von dem

„Was er stritt und was er strebte"

in literarischen Denkmalen von durchaus gelungener Form, der ungleich gebildeten Welt als lebendiges Bild zugänglich und anschaulich zu machen.

Nach dieser, wie gezeigt, fast ganz neuen Entdeckung auf dem literarischen Gebiete, nachdem der Charakter des Schriftstellers sich erst jetzt mit einem Male festgestellt und vollständig ausgesprochen hat, und nachdem wir diesen Autorcharakter lieb gewonnen haben, ist der Gedanke natürlich, daß man zu seinen

früheren zerstreuten, selbst weniger beachteten Schriften zurückkehrt, um den Zusammenhang und die Entwickelung seiner Ideen kennen zu lernen, und in der Hoffnung, auch in den heterogensten Richtungen vielleicht Keime seiner Grundansichten, Andeutungen, die sich seinen später bekannten Hauptgedanken anschließen, die Treue des Denkers und Schriftstellers gegen sich selbst, überall wiederzufinden. Und bei Oersted, dessen ganzes Leben nach innen und außen eine Seele, ein einheitliches Nervensystem der Gedanken durchströmten, wird man sich in dieser Hoffnung nicht täuschen. Wir finden bei ihm, wie überhaupt bei tüchtigen Naturen, neben lebhafter Anschauung des Ideellen, immer einen gesunden Sinn für alles rein Menschliche, für die praktische Seite und Bedeutung der sinnlichen Wirklichkeit als wesentliches Moment im großen „Vernunftreiche des Daseins“. Daher haben auch seine Schilderungen von Personen und Zuständen eine anziehende Naivetät, etwas objectiv Poetisches oder Künstlerisches, weil der Verfasser ganz in das Dargestellte aufgeht, und ihm Nichts gering und bedeutungslos erscheint, was in sich nur eine Kraft und ein Ziel schließt. Die allgemeine Theilnahme seiner Nation, die ihm bei der Feier seines funfzigjährigen Jubiläums als Universitätslehrer so reichlich dargebracht wurde, hat er auch dadurch verdient, daß er selbst in der Anerkennung der Bestrebungen und Verdienste Anderer immer so billig, redlich und gerecht war. So möchten wir auch in den

hier mitgetheilten Charakteristiken, selbst von den rein localgefärbten Details fast gar nichts auslassen, weil, wenn auch Einiges nicht für das Ausland allgemeines Interesse beanspruchen kann, diese Schilderungen eben dadurch, daß sie immer den Gegenstand ganz erfassen, und sich ausschießlich mit diesem beschäftigen, den Fremden einen sichern und klaren Blick in dänische Verhältnisse und Zustände zu geben geeignet sind.

Was wir hier bieten, ist biographischer und rein menschlicher Natur*). Die Oersted'sche Lebensauffassung, die wir in ihrer Anwendung auf das unendliche Weltall kennen gelernt, sehen wir hier im Kleinen, im individuellen Leben einzelner Persönlichkeiten und einer Nation sich abspiegeln. In Dänemark existirt keine Akademie der Wissenschaften, wie sie als Ueberbleibsel eines privilegirten gelehrten Zopfthums noch in Frankreich, Schweden und Spanien besteht, wohl aber eine Gesellschaft der Wissenschaften, d. h. nur der historischen, physischen, mathematischen und philosophischen**), in welche in- und ausländische Gelehrte von anerkannten Verdiensten durch die Initiative und Wahl der Mitglieder aufgenommen, ohne daß gerechte Qualificationen durch eine nicht zu überschreitende Zahl ausgeschlossen werden. Vor einigen Jahren

---

*) Die Rede über Schimmelmann erschien bereits im Staatsbürgerlichen Magazin von Falk; Thorwaldsen und die Betrachtungen über den dänischen Charakter in den Hamburger lit. und krit. Blättern der Börsenhalle.

**) Zur „Förderung der schönen Wissenschaften und der dänischen Literatur" bestehen besondere Gesellschaften.

war die Zahl der in- und ausländischen Mitglieder resp. 49 und 67, die alle keinen Jahresbeitrag zu bezahlen haben, da die Gesellschaft, die seit 1742 besteht, selbst bedeutendes Vermögen besitzt.

Die alljährigen Sammlungen der Schriften dieser Gesellschaft enthalten umfassende und reichhaltige Beiträge zur Entwickelung der genannten Wissenschaften in allen Ländern seit über hundert Jahren.

Oersted war schon seit einer Reihe von Jahren Secretair der Gesellschaft und ihm wurde als solchem öfters die Aufgabe, Reden und Gedächtnißschriften zur Erinnerung an verstorbene Mitglieder auszuarbeiten. Indem die Mehrzahl der hier mitgetheilten Charakteristiken sich jener Gesellschaft anschließen, und den Schriften derselben entnommen sind, wird es um so passender erscheinen, daß wir die Sammlung, mit der von Oersted bei der Feier des hundertjährigen Jubiläums der Gesellschaft gehaltenen Rede eröffnen, worin man zugleich einen Ueberblick über die Thätigkeit und Bedeutung dieser und ähnlicher Gesellschaften erhält.

Indem wir aber Oersted hier von einer neuen Seite kennen lernen, nämlich nicht nur als Redner, sondern als Darsteller in treffender Würdigung von Menschen und Charakteren der verschiedensten Richtungen, bietet sich als passender Schlußstein des Buches sein Urtheil dar über die Nation, welcher er selbst mit seiner Gründlichkeit und Milde, allseitiger Empfänglichkeit

und Bescheidenheit als ein ausgeprägter Typus angehört. Es mag dem Auslande nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie ein dänischer Wissenschaftsmann sich zu verschiedenen Zeiten bis 1845 ohne nationale Vorurtheile, mit der Objectivität eines Weltbürgers über den Charakter seines Volkes geäußert hat. Die in späterer Zeit practisch hervorgetretenen Vorzüge und Schwächen des dänischen Charakters finden wir hier im Voraus treffend angegeben, und es mag selbst Solchen, die öfters einer schiefen Beurtheilung der Dänen geneigt waren, Stoff zum Nachdenken geben, wenn sie sich nicht verhehlen können, daß das in so gemäßigter, anspruchsloser Form von Oersted gesprochene Urtheil über sein Volk, durch die neuesten Erfahrungen in allen wesentlichen Punkten bestätigt worden ist. Möge auch Dieses dazu beitragen, zwei so verwandte und einander so wichtige Nationen, aus den Wirren der Zeitereignisse und der vorübergehenden Isolirung, durch gegenseitige Achtung und gerechte Würdigung, einander näher zu bringen und den früheren geistigen Verkehr wieder herzustellen.

P. L. Möller.

Inhalt.

I. Rede bei der hundertjährigen Jubelfeier der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen 13

gehalten am 25. Novbr. 1842.

II. Ernst Heinrich Graf v. Schimmelmann. 31

Gedächtnißrede, gehalten in der Gesellschaft der Wissenschaften am 14. Juli 1839.

III. Adam Wilhelm Hauch. 55

Gedächtnißrede, gehalten in der Gesellschaft der Wissenschaften 1838.

IV. Henrik Gerner von Schmidten. . . . 77

Gedächtnißworte. Aus d. Monatsschrift f. Literatur 1831.

V. William Christopher Zeise. 89

Gedächtnißrede, gehalten in der Gesellschaft der Wissenschaften am 3. Mai 1848.

VI. Henrik Steffens. 105

Gedächtnißrede, gehalten in der Gesellschaft der Wissenschaften am 6. Mai 1846.

VII. Thorwaldsen und sein Vaterland. . . 121

Aus Schouw's dänischer Wochenschrift.

VIII. König Christian der Achte, der durch hohe Bildung ausgezeichnete Mann. 139

Gedächtnißschrift, vorgelesen in der Gesellschaft der Wissenschaften am 7. April 1848.

IX. Dänenthum 167

Eine Rede gehalten in der Gesellschaft für die Beförderung der dänischen Literatur am 4. Febr. 1836.

X. Betrachtungen über den dänischen Charakter. 185

Aus Schouw's dänischer Wochenschrift. 1843.

Rede

am

hundertjährigen Jubiläum der Königlich Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften

den 25. November 1842.

Wir feiern heute das Andenken an die Stiftung unserer Gesellschaft der Wissenschaften vor einem Jahrhundert. Indem ich der ehrenvollen Pflicht, bei dieser Gelegenheit als deren Wortführer aufzutreten nachkomme, fühle ich tief, wie weit ich davon entfernt bin, alle die Forderungen, die dabei erweckt werden, befriedigen zu können. Ich muß mich deßhalb der wohlwollenden Nachsicht empfehlen, welche höhere Einsichten und Bildung unter solchen Verhältnissen zu bewilligen pflegen.

Es schien mir zuerst, als ob Nichts für die Feier dieses Tages passender sein könne, als über die Wirksamkeit unserer Gesellschaft in dem verflossenen Zeitraum einen Ueberblick zu geben; aber es fand sich mehr als Ein Grund, der mich bestimmte, von diesem Gedanken abzustehen. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, womit sich eine Gesellschaft der Wissenschaften in einem so langen Zeitverlauf beschäftigt, ist allzugroß, um sich auf eine einigermaßen überschauliche Weise innerhalb der engen Grenzen einer Rede darstellen zu lassen. Eine andere, kaum geringere Schwierigkeit ist die, daß der größte Theil der jetztlebenden Mitglieder der Gesellschaft in dem abzuhandelnden Zeitraum thätig theilgenommen hat, ja es giebt einige unter ihnen, deren Theilnahme sich ein Viertel oder gar ein Drittel des Jahrhunderts zurückerstreckt. Aber eine Zusammenstellung dieser Arbeiten würde unmöglich sein, ohne irgend eine Beurtheilung dabei anzudeuten, wenn auch nicht offenbar auszusprechen, und wie würde es mir da möglich sein, dem Schein der

Parteilichkeit zu entgehen, wenn ich auch mit der gewissenhaftesten Sorgfalt ihm in der Wirklichkeit zu entgehen strebte?

Hätte ich nach allen diesem noch eine Bedenklichkeit haben können, so mußte sie dadurch verschwinden, daß die Gesellschaft einem nicht bloß durch seine historischen und literarischen Arbeiten, sondern auch durch die Kunst, die Sprache zu behandeln, berühmten Mitgliede, dessen ausführliche Geschichte zu schreiben übertrug.

Dagegen scheint es mir angemessen, die Aufmerksamkeit auf das Wesen der wissenschaftlichen Gesellschaften hier im Allgemeinen hinzurichten. Diese Gesellschaften, welche in einer früheren Zeit einen so mächtigen Einfluß auf den Zustand der ganzen Wissenschaftlichkeit ausübten, haben jetzt, da so zahlreiche Erkenntnißquellen fließen, und jeder neue Gedanke mit einer in den abgelaufenen Zeiten beispiellosen Schnelligkeit verbreitet wird, kein so entschiedenes Uebergewicht. Man könnte deßhalb leicht versucht werden, die Frage aufzuwerfen, ob nicht die Gesellschaften der Wissenschaft ganz vorübergegangenen Zeit zu eigen bleiben müßten, und ohne Schaden jetzt aufhören könnten. Es scheint mir, Nichts geeigneter zu sein, um diesen Zweifel zu heben, als sich ein treues Bild von deren Wesen und Wirken vorzuhalten.

Der einzige wesentliche Zweck dieser Gesellschaften ist, die Wissenschaften zu fördern. Sie zeichnen sich dadurch von allen verwandten Einrichtungen aus, welche freilich zur Förderung der Wissenschaften beitragen sollen, und kräftigst beigetragen haben; aber deren Hauptzweck es doch ist, Unterweisung mitzutheilen.

Es liegt tief im Wesen dieser Gesellschaften begründet, daß sie besonders diejenigen Wissenschaften zum Gegenstand haben, welche nicht unmittelbar in das bürgerliche Leben eingreifen. Sie behandeln z. B. Religionsphilosophie, aber nicht Kirchenlehre; Gesetzgebungswissenschaft, aber nicht Auslegung der Landesgesetze; Chemie, Anatomie, Physiologie, aber gewöhnlich nicht die praktische Heilkunst. Selbst wenn die Entdeckungen in jenen Theilen der Naturwissenschaft in gewissen Zeiten ein neues Licht auf einen oder anderen Theil der Heilkunst werfen, begnügt man sich, auf

die Anwendung hinzuweisen. Man zündet ein den Weg andeutendes Leuchtfeuer an, überläßt es aber dem Praktiker, mit aller der Vorsicht, die seine Kenntniß von Klippen und Untiefen mit sich führt, danach zu steuern. Auf ähnliche Weise verhält sich die Gesellschaft der Wissenschaften zu allen andern praktischen Gegenständen; sie greift nicht in sie ein, außer in soweit die Praxis ein neues Licht der eigentlich wissenschaftlichen Untersuchung nöthig hat. Es ist einleuchtend, daß es viele Fälle giebt, wo die Grenze nicht mit völliger Genauigkeit gezogen werden kann, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie hier und da überschritten wird; aber dieß hebt doch nicht die allgemeine Grenze, welche durch das Wesen der Dinge bezeichnet wird, auf.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß diese Fernhaltung von dem Praktischen keineswegs in einer Geringschätzung der Menschheitsinteressen, welche die Wissenschaft zu fördern vermag, ihren Ursprung hat. Während der Denker sich den von dem Gesichtskreise der Menge entferntesten Forschungen überläßt, ist er sich wohl bewußt, daß sie endlich zu großen Wirkungen in der menschlichen Gesellschaft führen. Ihm unterliegt es keinem Zweifel, daß der, welcher zuerst das Vorurtheil untergrub, daß die Erde flach sei, oder ihre Kugelgestalt nachwies, eine Gedankenreife eröffnete, welche nach dem Verlauf vieler Jahrhunderte zu der Entdeckung Amerika's und zur Erdumsegelung führte. Der, welcher den ersten Versuch machte, die Wärme zu messen, zeigte den Weg zu einer Mannigfaltigkeit anderer Untersuchungen, welche zwei so fern von einander liegende Erfindungen, wie die Dampfmaschine und die Seeuhr, möglich machten. Derjenige, welcher, mit seiner ganzen Wißbegierde auf die Lebensäußerungen hingewandt, zu seiner Zeit der Wirkung der einen Frosch berührenden Metalle nachspürte, stellte das erste Glied in einer Reihe auf, welche fortgesetzt wurde durch Volta's Säule, durch einen neuen Blick in das Geheimniß der chemischen Kräfte, durch die Entdeckung einer ganzen bis dahin unbekannten Klasse von Metallen, durch die Einsicht in den Zusammenhang des Magnetismus mit den andern Naturkräften, woraus

wieder völlig neue Bewegungsmittel entsprangen, und noch neulich durch die Kunst das in einer Auflösung unendlich vertheilte Metall so zu scheiden, daß daraus ganze fertige Arbeiten entstehen, welche die geübteste Künstlerhand zu verrathen scheinen.

Aber während er eine frohe Ueberzeugung fühlt, daß sein Denken die Saat zu dereinstigen Früchten streut, giebt der Umstand, daß er das bürgerliche Gemeinwesen nicht unmittelbar berührt, ihm einen hohen Grad von geistiger Freiheit und Frieden. Wohl konnten seine Forschungen zu Irrthümern führen; aber diese wirken erst durch viele Zwischenglieder auf die Gesellschaft; und ehe der schädliche Einfluß erfolgen kann, hat der Irrthum schon sein Gegengewicht gefunden.

Aus dieser Ursache sind die Gesellschaften der Wissenschaften beinahe nie mit den Regierungen in Streit gerathen, oder haben sich den Volkshaß zugezogen. Sie haben den Blick auf eine höhere Welt hingewandt, und bewirken dadurch Etwas, dessen ersprießliche Folgen in jedem Staat, ohne Rücksicht auf seine Regierungsform, mit gleicher Zufriedenheit erkannt werden. Nur allein diejenige Staatsmacht, welche sich das Recht zu bestimmen, was Menschen glauben sollen, zueignet, ist fast immer gegen die Gesellschaften der Wissenschaften feindlich gesinnt gewesen, aber glücklicherweise hat sie ihre Plane, außer in einem engen Umkreise, nicht ins Werk setzen können.

Ihren Zweck strebt die Gesellschaft durch einen großen Verein geistiger Kräfte zu erreichen. Wohl mag jeder Wissenschafter seine neuen Gedanken in seinem eigenen Selbst erzeugen und nähren; aber dieß schließt nicht den Nutzen der gegenseitigen Mittheilung aus. Hierbei treten Einwendungen hervor, welche bald zur Berichtigung von Irrthümern dienen, bald eine tiefere Begründung oder eine klarere Darstellung der Wahrheit hervorrufen. Oft geschieht es auch, daß bei diesen Mittheilungen Winke gegeben werden, welche den Gedanken eine neue Richtung anweisen, und nicht selten kommen solche Winke von Männern, welche andern Fächern angehören als dem, wovon zunächst die Rede ist.

Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß die Förmlichkeit, welche sich in große, von vielen angesehenen Mitgliedern gebildete Gesellschaften leicht einschleicht, die gegenseitigen Mittheilungen minder frei macht; aber ich darf behaupten, daß dieß bei weitem nicht so allgemein geschieht, als es sich Viele vorstellen. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Verhandlungen solcher Gesellschaften in verschiedenen Ländern beizuwohnen, und kann deßhalb aus Erfahrung sprechen. Es ist wahr, daß es in jedem Lande und in jeder Gesellschaft Männer giebt, welche sich durch Einwendungen gekränkt fühlen, zumal wenn sie nicht im Stande sind, sie zu widerlegen — und will man auf solche Gefühle Rücksicht nehmen, so muß alle wahre Mittheilung verstummen — aber wo die Mehrzahl sich die wissenschaftliche Offenheit zum Grundsatz gemacht hat, und ihren Einwendungen und Bemerkungen den Ausdruck des Wohlwollens giebt, der zum wahren Geiste der Wissenschaften gehört, da wird der Streit, wenn das Streit zu nennen ist, nicht bloß unanstößig, sondern fruchtbringend sein. In jeder bedeutenden Gesellschaft giebt es Männer von mehr als gewöhnlicher Geisteskraft, von welcher während der mündlichen Unterhandlungen viele Gedankenblitze ausgehen. Wohl weiß ich, daß dieß nicht von denen erkannt wird, welche Alles lieber schriftlich haben wollen; aber es sind andere Funken, welche das Genie bei dem persönlichen Zusammentreffen als bei dem Schreibtisch von sich giebt; und das Persönliche in den Verhandlungen hat seine Eigenthümlichkeit, welche durch Schrift und Druck nicht ersetzt wird. Selbst in Gesellschaften, welche, wie das französische Institut, zum Theil Zuhörern Zutritt gewähren und dadurch eine gewisse Oeffentlichkeit erhalten, habe ich gefunden, daß die gegenseitige Mittheilung in keinem hohen Grade gehemmt wird. Was man unleugbar auf der einen Seite in einer völlig zwanglosen Vertraulichkeit verliert, gewinnt man auf der andern durch die größere Anspannung der Kräfte, welche durch die zahlreiche Anwesenheit geweckt wird, durch den Fleiß, welchen man anwendet, seinem Ausdruck alle mögliche Bestimmtheit und Klarheit zu geben, und durch die Selbstbewachung und

Selbstbeherrschung, welche man zu beobachten hat. Daß vertraulichere wissenschaftliche Kreise, welche bei den Präsidenten der Londoner Gesellschaft der Wissenschaften und hin und wieder bei andern reichen Freunden der Wissenschaften stattfanden, auch ihren eigenthümlichen Nutzen, sowie ihren eigenthümlichen Reiz haben, kann nicht geleugnet werden. Selbst die zufälligen vertraulichen Zusammenkünfte unter Wissenschaftern haben ihren eigenen unschätzbaren Nutzen, und sind glücklicherweise überall heimisch.

Einen wichtigen Einfluß haben die Gesellschaften der Wissenschaft auch durch die Prüfung der neuen Entdeckungen, sowohl derer, welche durch die Mitglieder geschehen, als auch derer, welche von anderswoher dargeboten werden. Mit Hinsicht auf die erste dieser Klassen sei es mir erlaubt, das, was ich kurz vorher sagte, etwas näher zu entwickeln und anzuwenden. Oft geschieht es, daß der, welcher eine neue Wahrheit entdeckt zu haben glaubt, vor Freude über das Gefundene die allseitige Sichtung versäumt. Unter seinen Genossen wird er in den meisten Fällen den wohlthätigen Widerstand finden, den er nöthig hat, und die neue Schöpfung tritt gesunder und kräftiger in die Welt hinaus. Aber es giebt wieder Andere, welche zu ihren eigenen Gedanken zu schwer Zutrauen fassen. Für diese ist die Gesellschaft vielleicht noch wichtiger; ihre prüfende Mitwirkung ist im hohen Grade geeignet, den zu Aengstlichen den nöthigen Muth zu geben. Selbst die Wissenschaftpfleger außerhalb der Gesellschaft haben Gelegenheit, diese Vortheile zu benutzen, so daß die zurückhaltende Wirkung, welche sie den Voreiligen entgegensetzt sowohl wie die Bestärkung und Aufmunterung, welche sie dem bescheidenen Vorwärtsstreben schenkt, sich weit über ihre eigenen Grenzen erstreckt. Ich kann jungen Pflegern der Wissenschaft es nicht genug anempfehlen, zur vorläufigen Prüfung ihrer Arbeiten diesen Weg zu wählen. Selbst in dem ungünstigsten Falle können sie da Warnungen ohne Demüthigung empfangen, und in einem glücklicheren sich einen ehrenden Beifall erwerben.

Ich fürchte keinen Widerspruch, wenn ich behaupte, daß die

Gesellschaften der Wissenschaften viele wichtige Entdeckungen gleichsam erzeugt und ausgebildet haben, und daß diejenigen, welche durch sie in die Welt eingeführt sind, verhältnißmäßig weit allgemeiner die Probe bestanden haben als die, welche auf andere Weise bekannt gemacht wurden.

Jedes aufgeklärte Volk hat in unsern Zeiten seine nationale Gesellschaft der Wissenschaften, welche die Regierung anerkennt und in den meisten Fällen unterstützt. Diese Gesellschaften gelangen dadurch in gewissen Beziehungen dahin, daß sie ein vermittelndes Glied zwischen den Regierungen und den Pflegern der Wissenschaften bilden. Wenn der Staat über irgend einen Gegenstand, der entweder zu den eigentlichen Wissenschaften gehört, oder in einem sehr nahen Zusammenhang mit ihnen steht, Auskunft haben will, so wendet er sich für gewöhnlich an die Gesellschaft der Wissenschaften des Landes. Mit Rücksicht auf das Volk ist die Wirkung einer solchen Gesellschaft meistens nur mittelbar; doch fehlt dieser nicht ihr nationaler Charakter. Es liegt im Wesen der Dinge, daß die Gesellschaft der Wissenschaften nicht bloß im Allgemeinen pflegt, sondern zugleich mit großem Eifer strebt, die Sprache, Geschichte, Natur und natürliche Lage ihres Landes aufzuklären. Niemand wird leugnen können, daß die Aufklärungen, welche zuerst sich nur den Gelehrten über einzelne Punkte der Sprache und Geschichte des Vaterlandes vorlegen lassen, allmälig beigetragen haben, eine Summe von Einsichten zu bilden, welche sodann neues Licht über die Landesgeschichte verbreitet haben; und wer fühlt nicht, daß dieß durch Aufstellung des eigenen Bildes des Volks zu dessen Beschauung, dem Selbstbewußtsein desselben eine erhöhte Klarheit und Stärke giebt. Die Schätze, welche Gramm, Langebekk, Suhm, Schjönning, Rask mühsam aus der Hülle, womit der Staub von Jahrhunderten sie bedeckt hielt, aufgegraben haben, strahlen jetzt oft gleich Edelsteinen in dem Bilde des Volkes.

Die großen materiellen Vortheile, welche einem Volke dadurch zufließen, daß die Natur und Naturschätze seines Landes besser bekannt werden, sind so einleuchtend, daß es überflüssig sein würde,

sie hier zu entwickeln. Aber dieser Nutzen hat auch seine geistige Seite. Jemehr Wohlthaten der Mensch sich bewußt wird, von seinem Lande zu empfangen, destomehr wird das Gefühl seiner Achtung und Zuneigung für dasselbe wie für eine freigebige Mutter geweckt. Aber hierauf beschränkt sich der geistige Inhalt nicht, den das Volk aus den Arbeiten seiner Naturforscher ziehen kann. Ein treues Bild von den Naturbegebenheiten zu haben, durch welche das Land seine Gestalt, den Geist, worin dessen Natur sich fortwährend entwickelt, seinen darin begründeten physischen Charakter und Weltstellung erhalten hat, muß seine große Bedeutung haben. Lassen Sie mich das Beispiel von unserem eigenen Lande hernehmen. Sollte sich der Däne nicht freuen bei einer geistigen Betrachtung der Weltentwickelung, durch welche sein mildes, fruchtbares, meerumgürtetes Land Das geworden ist, was es ist; und sollte er sich noch länger der Natur seines Vaterlandes schämen, wenn Jemand ihm vorwirft, daß man die großen Naturscenen der Felsenländer darin vermißt, wenn er weiß, daß dieß Riesenhervorbringungen der alten unorganischen Natur sind, daß aber die Bildung seines Landes derjenigen Erdentwickelungsperiode vorbehalten war, wo die Natur ihre edelsten Werke hervorbrachte.

Die meisten Gesellschaften der Wissenschaften haben sich auch durch Herausgabe ihrer Schriften in der Landessprache in einer Zeit national gezeigt, wo die lateinische noch als die geeignetste für gelehrte Arbeiten betrachtet wurde. Diese Ehre kann auch unsere Gesellschaft sich zueignen. Zu der Zeit ihrer Stiftung war die dänische Sprache außerhalb der Grenzen des Reichs nur wenig bekannt, so daß die Versuchung groß sein mußte, das Latein zu wählen, und diese Versuchung mußte für die Stifter um so größer sein, da die Vornehmsten derselben eine große Stärke in dieser Sprache besaßen; desto mehr muß man das richtige Gefühl preisen, welches sie antrieb, die Muttersprache zu wählen und auf deren ausschließlichen Gebrauch in den Schriften strenge zu halten. Je geringer die Zahl derer ist, welche eine Sprache sprechen und schreiben, desto wichtiger ist es, daß sich alle Kräfte zu ihrer Ausbildung vereini-

gen. Der gewöhnliche Beobachter wird bei den mächtigen Fortschritten, welche unsere ganze Literatur gemacht hat, den Einfluß des Eifers der Gesellschaft für die Sprache kaum gewahr werden; aber eine nähere unparteiische Untersuchung wird ihn nicht verkennen.

Aber indem die Gesellschaften der Wissenschaften, jede in ihrem Lande, für die Selbsterkenntniß und Selbstachtung des Volkes wirken, gehen sie keineswegs darauf aus, die Einseitigkeit zu nähren, welche die Trennung der Nationen von einander zur Folge hat. Im Gegentheil, die Gesellschaften der Wissenschaften haben stets vereinigend gewirkt. Gehen wir zwei oder drei Jahrhunderte zurück, so gehörten die Gesellschaften der Wissenschaft zu den wenigen und seltenen Verbindungsgliedern. Ihr Briefwechsel war das vornehmste Mittel zur Verbreitung der wissenschaftlichen Entdeckungen über Europa. Es ist erfreulich, daß die zahllosen Verbreitungsmittel, welche ein Zeitalter nach dem andern seitdem geschaffen hat, die Dazwischenkunft der Gesellschaften weniger wichtig machten. Die wissenschaftlichen Zeitschriften machen jetzt den besten Briefwechsel aus. Die Gesellschaften selbst haben hierin dem Zeitgeist gehuldigt, so daß die meisten derselben jetzt in schnell auf einander folgenden Bekanntmachungen die Kenntniß von ihren Verhandlungen zu verbreiten suchen. Aber zu allen Zeiten werden die gemeinschaftlichen Bestrebungen der Gesellschaften zu demselben Ziele ein starkes Vereinigungsmittel bilden, wozu kommt, daß die gegenseitige Achtung, welche die Gesellschaften einander beweisen, und die Ehre, welche die berühmten Gesellschaften der einen Nation den Wissenschaftern des andern Landes durch die Aufnahme derselben als Mitglieder bezeigen, ein schönes Band ist zwischen so vielen Gleichgesinnten. Selbst während politischer Spannungen zwischen den Staaten hat man Beweise dieses gegenseitigen Wohlwollens nicht vermißt.

Obgleich alle wissenschaftlichen Bestrebungen aus geistiger Quelle entspringen, sind doch zur Einführung des Gedankens in das Reich der Wirklichkeit äußere Mittel oft nothwendig. Auch in dieser Hinsicht stehen die Gesellschaften in einem günstigen Verhält-

nisse. Durch die in einigen Gesellschaften gebräuchliche Aufnahme, Entrichtung von jährlichen Beiträgen sowohl wie durch die Freigebigkeit der Regierungen und Privaten haben die meisten großen Gesellschaften einen gewissen Reichthum erworben, wodurch sie viel ausrichten können, was der einzelne Wissenschafter nicht leicht vermag. Durch solche Mittel können die Gesellschaften alte Handschriften und gelehrte Werke veröffentlichen, deren Natur es mit sich führt, daß der Buchhandel allein sie nicht fördern kann. Sogar die Schriften, welche die Gesellschaften in einer zusammenhängenden Reihe von Bänden herausgeben, gehören hierher; denn diese enthalten oft Untersuchungen, welche kostbare Abbildungen erfordern, zur Erklärung entweder antiquarischer oder naturwissenschaftlicher Gegenstände, und welche dessenungeachtet nicht viele Leser erwarten dürfen. Die Gesellschaften bringen sie nicht bloß an das Tageslicht, sondern können so viel daran wenden, daß sie den Wissenschaftern nicht zu kostspielig werden. Durch ihre Geldmittel erleichtern unsere Gesellschaften auch viele Untersuchungen. Sollen große und weitumfassende Auszüge aus alten historischen Dokumenten gemacht werden, so übernehmen sie oft die Ausgabe für die Arbeiten, deren Ausführung nur für Bezahlung erwartet werden kann. Sollen Reisen in entfernte Länder, sei es wegen Sprache oder Alterthümern, oder Naturwissenschaft, unternommen werden, so haben sie Kräfte, dazu mitzuwirken, theils durch eigene Mittel, theils durch ihre vermögende Empfehlung. Faßt man den Plan zu einer über viele Punkte auf der Erdoberfläche verbreiteten Reihe von Beobachtungen, zum Beispiel magnetischen oder meteorologischen, so vermögen die Gesellschaften eine Anzahl von guten und übereinstimmenden Beobachtungswerkzeugen aufzubringen, um sie an Ort und Stelle ihres Gebrauchs hinzusenden. Ich darf wohl erwähnen, daß unsere Gesellschaft, welche auch in den übrigen Hinsichten wirksam gewesen ist, durch dergleichen meteorologische Unternehmungen und deren Benutzung der Wissenschaften einen nicht geringen Gewinn verschafft hat. Wenn es darauf ankommt, neue Versuche anzustellen, sind

die Mittel der Privaten gleichfalls häufig unzulänglich; auch hier kommen die Gesellschaften zu Hilfe.

Ich kann auch die Prämien, welche die Gesellschaften aussetzen, hier nicht unerwähnt lassen. Es ist wahr, daß diese jetzt nicht mehr den Reiz wie ehemals haben. Im Ganzen genommen hat ihr Geldwerth jetzt nicht dieselbe Bedeutung, wie in früheren Zeiten, doch dürfte weder dieser, noch selbst die Unsicherheit über den Gewinn des Preises der stärkste Beweggrund sein, sondern bei dem raschen Entwickelungsgang der Wissenschaften ist die Freiheit, seinen Stoff zu wählen, ihn nach eigenem Ermessen zu begrenzen, das Gefundene bekannt zu machen, je nachdem man von der Richtigkeit desselben versichert zu sein glaubt, diese Freiheit, sage ich, ist dem Forscher fortwährend werth geblieben und wird es fernerhin immermehr werden, und er opfert für sie leicht die Aussicht auf entfernte Belohnung. Hierzu kommt der an sich selbst ersprießliche leichte Zutritt, welchen die Schriftsteller haben, um Arbeiten, für welche keine Preise ausgesetzt sind, von den Gesellschaften beurtheilt, und dadurch oft mit ehrendem Beifall, bisweilen sogar mit andern Vortheilen belohnt zu sehen. Inzwischen haben doch Prämien auch in den letzten Menschenaltern wichtige Arbeiten hervorgerufen. Wir brauchen die Beispiele nicht von andern Ländern herzuholen. Hansteen's berühmtes Werk über den Erdmagnetismus, Rask's höchstwichtige Schrift über den Ursprung der nordischen Sprachen, Schouw's inhaltsreiche Meteorologie Dänemarks, Finn Magnussen's grundgelehrte Untersuchungen über den Ursprung der Eddalehre, Gauss's tiefsinnige Abhandlung über die Uebertragung von Abbildungen von Oberflächen einer Natur auf die einer andern, Fallmerayer's vortreffliche Untersuchungen über die Geschichte des trapezuntischen Kaiserthums, sind durch die Preisaufgaben unserer Gesellschaft hervorgerufen. Geben wir immerhin zu, daß diese Männer auch ohne solche Aufforderung verwandte Arbeiten hervorgebracht haben würden, so ist es doch eine Thatsache, daß sie der Aufforderung der Gesellschaft Folge geleistet und demzufolge die Wissenschaften mit herrlichen Werken bereichert haben.

Ich habe mich nun bemüht, die Gesellschaften der Wissenschaften nach ihrem Wesen und ihrer natürlichen Entwickelung darzustellen, und dabei jede Ausschmückung, als der Sache unwürdig, gewissenhaft vermieden; aber es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß es mit den Gesellschaften der Wissenschaften wie mit allen menschlichen Dingen geht, daß sie nie vollkommen der Idee entsprechen, bisweilen sogar bedeutende Abweichungen sich zu Schulden kommen lassen. Es giebt kaum irgend eine alte Gesellschaft, deren Geschichte nicht Belege hierzu darbietet, theils durch eine Periode der Unthätigkeit, theils durch einen lange fortgesetzten Widerstand gegen das Neue, zu andern Zeiten auch wohl durch eine nicht hinlänglich begründete Vorliebe für eine Neuheit. Aber ich hoffe, daß Jeder, welcher die sämmtlichen Verhältnisse unparteiisch erwägt, mir zugestehen wird, die richtigen Grundzüge angedeutet zu haben.

Man wird vielleicht sagen, daß die Gesellschaften der Wissenschaften jetzt nicht mehr von der Alles hinreißenden Begeisterung durchdrungen sind, von welcher sie in den früheren Zeiten beherrscht wurden. Dieß muß zugestanden werden; aber man muß auf der andern Seite einräumen, daß jenes Zeitalter eine so mächtige Begeisterung hervorrufen mußte, die nicht zu allen Zeiten ihres Gleichen finden kann. Es war die Wiedergeburtzeit der Wissenschaften, die die Geburtperiode unserer Gesellschaften ausmachte; denn Alexandriens Museum und Karl's des Großen Akademie waren nur einzelnstehende Versuche ohne dauernde Folgen. Aber in jener Zeit, wo nach langer Vorbereitung so viele große Gedanken, die zuvor nur einiger Höherbegabten Eigenthum gewesen waren, sich in größeren und immer größeren Kreisen zu verbreiten anfingen, und ein allgemeines Gefühl laut wurde, daß ein neuer Tag angebrochen sei, schaarte man sich zusammen, um ihn zu begrüßen und von seinen Strahlen neues Leben zu schöpfen. Die vertrautere Bekanntschaft, welche man kurz zuvor theils durch Hilfe eingewanderter Griechen mit dem herrlichen Alterthum gemacht hatte, die Geisteserweiterung, die man bei dem großen Ueberblick fühlen mußte, welchen die beispiellosen Entdeckungen zur See über unsern Erdball gewährten, das

unberechnenbare Zuströmen von allen Erkenntnißquellen, welche die Buchdruckerkunst eröffnete, waren kräftige Nahrungsmittel des erwachten Geistes. Man hatte das Joch des Autoritätsglaubens abgeworfen und fühlte Muth, auf eigene Untersuchung zu bauen. Damals ward Italien von Gesellschaften der Wissenschaften gleichsam angefüllt. Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß sie hundertweise zu Tage kamen; aber es muß doch bemerkt werden, daß die meisten derselben mit derselben Schnelligkeit verschwanden, wie sie entstanden waren, und daß nur wenige derselben eine dauerhafte Spur hinterließen. Inzwischen war die Begeisterung unverkennbar, und die vielen daraus hervorgesprossenen Versuche, etwas Großes auszurichten, haben sicherlich ihre geheimen Nachwirkungen gehabt, selbst wenn sie ohne sichtbare Früchte blieben. Nie ist vielleicht ein so großer Uebergang vom Dunkel zum Licht in so wenigen Menschenaltern durchlaufen worden. So starke Morgengefühle im Reiche der Geister können nicht leicht wiederkommen; aber wie die ganze wissenschaftliche Welt in eine neue und freudige Bewegung kommt, wenn irgend eine große Entdeckung ein neues Licht anzündet, so geschieht es auch in den Gesellschaften der Wissenschaft; jede neue folgenreiche Entdeckung ist ein Fest für sie und eine willkommene Veranlassung zu Verhandlungen und Arbeiten. So wechseln in unseren Gesellschaften, wie im Leben des einzelnen Menschen, die Stunden der Begeisterung und der stillen Wirksamkeit, und thöricht würde es sein, wenn man zu leugnen wagte, daß die Gesellschaften an dem allgemeinen menschlichen Schicksale theilnehmen, daß ihre glücklichsten inneren Zustände mit weniger glücklichen wechseln.

Wenden wir nun unsern Blick auf den eigentlichen Gegenstand des Festes, die Stiftung unserer Gesellschaft der Wissenschaften, so drängt sich uns sofort die Bemerkung auf, daß sie weit später in der Zeit fiel, als das vaterländische Ehrgefühl es wünschen konnte. Erwägen wir aber, daß Italien in der Stiftung solcher Gesellschaften vor Frankreich und England beinahe ein Jahrhundert voraneilte, wie diese Länder wiederum fast eben so lange uns vor-

angingen, so merkt man schon, daß dieß mehr im Gange der ganzen gesellschaftlichen Entwickelung, als in irgend einem Umstande lag, der uns zur Beschämung gereichen könnte. Bei dem Volke, das früher seinen Tycho Brahe, und in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts seinen Ole Borch, seinen Steno, seine Bartholin, seinen Ole Römer hatte, fehlte es nicht an den nöthigen Kräften, eine geachtete Gesellschaft der Wissenschaften zu stiften. Obwohl es hinreichend scheinen dürfte, solche Männer genannt zu haben, brauche ich doch nicht dabei stehen zu bleiben. Auf gewisse Weise, kann ich sagen, ist die Probe gemacht, wenn auch nicht durch Stiftung einer Gesellschaft, doch durch die Herausgabe einer Schriftsammlung, welche sich mit den besten Gesellschaftschriften aus einem gleichen Zeitraume messen konnte, ich habe damit die „acta medica et physica Havniensia“ im Auge, welche Thomas Bartholin in 5 Bänden von 1671 bis 1679 herausgab. Es sind nicht bloß Landsleute, welche diese so hoch angeschlagen; ihr den besten Gesellschaftschriften gleichkommender Werth ist so allgemein erkannt, daß es überflüssig sein würde, den Beweis dafür zu führen. Es läßt sich nicht leugnen, daß auf diese ruhmvolle Zeit ein halbes Jahrhundert folgte, in welchem das wissenschaftliche Leben bei uns erschlafft zu sein schien, ungeachtet einzelne ausgezeichnete Geister und namentlich Holberg, darin zuerst auftraten. Unter Christian VI. begann wieder eine größere wissenschaftliche Thätigkeit. Daß dieser selbstdenkende und fromme König sie unterstützte, muß die unparteiische Geschichte erkennen. Ihm, welcher den Religionsunterricht, die gelehrten Schulen und die Universität so bedeutend und umfassend verbesserte, verdanken wir auch die Stiftung unserer Gesellschaft. Wir wollen natürlicherweise hiermit nicht leugnen, daß Gram der eigentliche Stifter war, und daß seine Geisteskraft die Ursache ist, weßhalb sie sofort ehrenvoll auftrat; aber daß sie nicht bald nachher, da keine so kräftige Persönlichkeit sie beseelte, ganz wieder verfiel, sondern den Keim zu einer künftigen größeren Entwickelung bewahrte, das, müssen wir dankbar erkennen, verdanken wir dem die Wissenschaften liebenden

Könige, welcher deren Bestehen durch Einimpfung derselben in den Staatskörper selbst sicherte. Hatten Thomas Bartholin und die Männer, welche mit ihm wirkten, eine Gesellschaft der Wissenschaften gebildet, welche vom Staat anerkannt und unterstützt worden wäre, so würde sie sicher während des minder günstigen Zeitraums ihr Dasein aufrecht erhalten haben, auch wenn die Gesellschaft mittlerweile nicht so herrliche Früchte gebracht hätte, wie unter jenen Männern, so würde sie doch nicht unterlassen haben, den Wissenschaften zu nützen und unter Anderem viel die Landesgeschichte und Naturbegebenheiten Betreffendes aufzufassen und zu bewahren, was seitdem unserem Blick vielleicht gänzlich entzogen ist. Und wie viel würde nicht durch das Aufmunternde ausgerichtet sein, was die Wirksamkeit des Einen für den Andern hat.

Doch wir wollen nicht länger bei dieser Möglichkeit verweilen, so viel Wahrscheinlichkeit sie auch haben mag. Wir kehren zur Geschichte unserer Gesellschaft zurück. Unter jedem der Nachfolger Christian's VI. genoß sie die königliche Gunst. Mit Uebergehung minder wichtiger Dinge will ich nur erwähnen, daß sie in den Jahren 1774 und 1776 neue Beweise des Interesses der Regierung an ihr empfing, und daß sie in Verbindung mit dem größeren Aufschwunge, welchen sie nahm, den Entschluß faßte, sich gewisse Gesetze zu geben. Dieß war ein wichtiger Fortschritt; denn wohl ist es wahr, daß es für eine Gesellschaft der Wissenschaften höchst verderblich ist, ängstlich jeden Schritt durch Gesetze zu begrenzen; aber Mangel an Gesetzbestimmungen über Abstimmung im Allgemeinen, über Aufnahmeweise neuer Mitglieder, über Verwaltung der Geldmittel machen eine geordnete Wirksamkeit fast unmöglich. Seit die Gesellschaft diese ihre ersten wenigen, aber Zeit und Verhältnissen angemessenen Gesetze erhielt, zeigte sie einen weit stetigeren Fortgang, der zwar von mehreren zusammenwirkenden Ursachen herrührte, aber woran der Ausschluß der Willkür des Einzelnen ohne Zweifel wesentlichen Antheil hat.

Unser letzter verstorbener, allgemein geliebter König Friedrich VI., welcher so freigebig seine Hand über alle wissenschaftlichen

Einrichtungen ausstreckte, zeigte bei mehreren Gelegenheiten auch unserer Gesellschaft seine königliche Freigebigkeit, einmal durch eine bedeutende Vermehrung ihres Kapitals.

Aber größeres Interesse konnte nicht leicht irgend ein König einer Gesellschaft zeigen, als die unsrige von Christian VIII., welcher jetzt den dänischen Thron ziert, empfangen hat. Schon als Thronerbe nahm er, auf den Antrag der Gesellschaft, deren Präsidentschaft an, und leitete die Verhandlungen mit der einsichtsvollen Sicherheit, die wir an ihm zu bewundern gewohnt sind. Bei der Thronbesteigung ertheilte Seine Majestät die allergnädigste Zusage, nicht außer Verbindung mit der Gesellschaft treten zu wollen, und stets hat er seitdem sich von den Verhandlungen jeder Zusammenkunft Bericht erstatten lassen, und bei der jährlichen Zusammenkunft, wo die wichtigsten Verwaltungssachen der Gesellschaft abgemacht werden, genießt sie das Glück, sich um ihn zu versammeln und ihn bei derselben den Vorsitz einnehmen zu sehen. Während die Gesellschaft sich bemüht hat, eine der Fortschritte des Volkes würdige Kraft zu entwickeln, hat sie das Glück, die schönste Begünstigung von dem Oberhaupte des Staates zu genießen. Es freut mich, auf diese Art die Betrachtung des abgelaufenen Jahrhunderts der Gesellschaft mit vielverheißenden Aussichten in das neue zu schließen.

Ernst Heinrich Graf von Schimmelmann.

(Gedächtnißrede, gehalten in der Gesellschaft der Wissenschaften am 14. Juli 1831.)

Ernst Heinrich Graf von Schimmelmann.

Es ist ein wehmüthiges Gefühl eigenthümlicher Art, welches die Seele durchdringt, wenn wir bei dem Andenken an einen neulich dahingeschiedenen vortrefflichen Mann verweilen, der eine lange irdische Laufbahn zurückgelegt hat, während welcher er alle seine Kräfte hat entwickeln, anwenden und — wenn man so sagen darf — erschöpfen können. Es ist hier nicht der bittere Schmerz, der uns bei dem Verluste des hochbegabten Jünglings oder des reifen, kräftigen Mannes überwältigt, wenn wir große Erwartungen oder wohlbegründete Hoffnungen für das Vaterland plötzlich vernichtet sehen, und das kurze Leben uns vorschwebt als ein unterbrochenes Kunstwerk, das stets der Vollendung hienieden entbehren soll. Nein, wenn der Dahingeschiedene, nachdem das höchste, wahrscheinliche Lebensziel erreicht ist, geehrt und des Lebens satt zu einem höheren Dasein hinübergeht, dann schweigen die heftigen Leidenschaften; die Gefühle sind, wie bei dem Greise, stille, milde, freundliche, obgleich deshalb nicht weniger tiefe oder herzliche. Wir fassen ein schönes Menschenleben, mit allen seinen edlen Bestrebungen, wie in einem Ueberblicke zusammen. Mit Wehmuth lernen wir Bescheidenheit, wenn wir sehen, in wie vielen Fällen dieselben für die Welt nicht volle Reife gewannen; doch von Trost und Vertrauen erfüllt betrachten wir die für die Menschheit wichtigen Unternehmungen, zu denen ein edler Geist glücklich mitgewirkt hat.

Der erhabene Greis, zu dessen Andenken ich hier, einer mir eben so theuren als ehrenvollen Amtspflicht zufolge reden soll, hat

ein Leben zurückgelegt, das reichliche Veranlassung zu Betrachtungen dieser Art giebt. Unser edler Ernst Heinrich Graf von Schimmelmann mit seinem von der Natur so reich begabten, durch stets fortgesetzte Studien und eine weit ausgebreitete Welterfahrung so vielseitig ausgebildeten Geiste, der so lebhaft jede Angelegenheit der Menschheit umfaßte, würde schon dadurch ein merkwürdiger Mann gewesen sein, hätte er auch nicht auf einer so hohen Stufe im Staate gestanden. Um wie viel mehr muß denn nicht sein Leben uns merkwürdig sein, da er mit diesen Eigenschaften gegen 60 Jahre in den wichtigsten Staatsämtern, in 47 Jahren als Minister und während 43 Jahre als Staatsminister und Mitglied des höchsten Rathes seines Königs wirkte.

Als eine Folge der hohen Achtung, die er sich bei allen Freunden von Einsichten und Wissenschaften erworben hatte, führte er während des dritten Theiles eines Jahrhunderts den Vorsitz in dieser Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften.

Ich würde die Grenzen einer Rede überschreiten müssen, wenn ich versuchen wollte, von seinem Leben und von seiner Wirksamkeit eine vollständige Darstellung zu liefern. Es scheint passender, daß ich hier besonders den Gedanken auf die hohe Geistesbildung, die ihn auszeichnete, und die Liebe zu Wissenschaften und Künsten, die sein ganzes Wesen durchdrang, hinlenke. Selbst aus diesem Gesichtspunkte werde ich darauf hingeleitet werden, seiner auch als Staatsmann zu erwähnen, jedoch ohne daß man in dieser Hinsicht die meine Kräfte so weit übersteigende erschöpfende Darstellung fordern wird. Von meinen hohen und hochgeehrten Zuhörern erbitte ich mir die Nachsicht, welche sie nicht dem wohlgemeinten Bestreben zu versagen pflegen.

Graf Schimmelmann wurde geboren 1747, also in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Seine Bildung fiel demnach in ein Zeitalter, wo die Aufklärung so manchen ehrenvollen Sieg über die alte Finsterniß davontrug. Die jetzt so oft wiederholten Verdammungsurtheile werden uns nicht davon abschrecken jener Zeit das verdiente Lob zu ertheilen. Glücklich bekämpfte sie viele, die Mensch-

heit entehrende Vorurtheile und manchen verderblichen Aberglauben. Wahr ist es freilich, daß der Eifer für die Aufklärung Viele dazu hinriß, große Wahrheiten zu verwerfen, deren Grund und Natur sie nicht erfaßten; ja man darf auch nicht leugnen, daß diese Ausartung über so Viele die Herrschaft gewann, daß sie nicht bei Beurtheilung jenes Zeitalters zu übersehen ist: aber nur die gröbste Einseitigkeit beurtheilt die großen Bestrebungen ausschließlich nach den Ausartungen, zu welchen sie so oft geführt haben. Wie unverzeihlich finden wir nicht das Verfahren Derjenigen, die in den Bestrebungen die Sache der Religion zu fördern, nur die Geistestyrannei ins Auge fassen, die Viele geübt, oder die Heuchelei, zu der noch Mehrere sich dadurch haben zwingen lassen. Ist es aber wohl gerechter oder vernünftiger, wenn man das Streben, die Herrschaft der Vernunft gegen Vorurtheile und Aberglauben zu behaupten, darstellt, als hätte es nur in dem Uebermuthe bestanden, zu welchem Viele, und dem Aberglauben, zu dem noch Mehrere sich durch dasselbe hätten verleiten lassen. Nein, die Mitte des 18. Jahrhunderts war ein herrliches Zeitalter in der Vernunftentwickelung der stets mehr erwachenden Menschheit. Selbstdenken wurde mehr und mehr allgemein, und verbreitete Licht über viele der früher gedankenlosesten Geschäfte des Lebens; in der Anschauung der bildenden Künste legte es den Grund zu einer neuen Denkweise; in der Poesie entwickelte sich der Keim zu jener Blüthenzeit, die der Schluß des Jahrhunderts bewunderte. Alle Wissenschaften begannen einen freieren Flug. Achtung vor der Menschheit in jeder einzelnen Person, und uneigennütziges Streben, auch die Gerechtsame der Geringeren zu behaupten, wurde von jetzt an mehr und mehr ein Bestandtheil der Bildung, welche die Aufklärung des Zeitalters mit sich brachte. In diesem Zeitalter war es denn, wo Schimmelmanns Geist seine Richtung empfing. Diese Richtung war sicher in seinem eigenen Wesen begründet; daß aber das Zeitalter dieselbe begünstigte, darf man annehmen, sowohl nach dem Geiste desselben im Allgemeinen, als auch nach der Gleichheit in der Denkungsart, die man bei mehreren vortrefflichen Männern beobachtet hat, deren Jugend

in diesen Zeitraum fiel. Ein gewisses hohes Vertrauen zu dem Wohlthätigen in der Verbreitung der Aufklärung, eine Freude daran, mit den Verehrern der Wissenschaften und Künste zu verkehren, und in ihrem Umgange die Werke derselben doppelt zu genießen, ein warmer Wunsch die niedern Klassen zu einem des Menschen mehr würdigen Zustande zu erheben, scheint mir diese Männer ausgezeichnet zu haben; selten aber fand sich wohl dieser Charakter so rein, so frei von aller Eitelkeit als bei Schimmelmann.

Graf Schimmelmann wurde im Schooße des Ueberflusses erzogen, als künftiger Besitzer ansehnlicher Reichthümer, der Frucht außerordentlicher Talente und glücklicher Pläne seines Vaters; jedoch weit entfernt, sich, wie es unter solchen Umständen so leicht geschieht, hierdurch in Unthätigkeit einwiegen zu lassen, benutzte er mit Erfolg den freiern Zutritt, den die Gunst des Glücks ihm zu neuen Kenntnißquellen eröffnete. Wenn von den nähern Umständen seiner Bildungsgeschichte genauere Nachrichten uns zugegangen wären, so wäre dies unstreitig sehr wünschenswerth gewesen; aber es ist schon höchst bezeichnend, daß wir Andreas Peter Bernstorff und Leopold Stollberg als seine Jugendfreunde nennen können. Mit dem Ersteren verfolgte er später als gleichdenkender Freund Hand in Hand die politische Laufbahn; Letzterer wurde bald durch Entfernung und Beruf von ihm getrennt, und später, durch ein verändertes, sowohl politisches als religiöses Glaubensbekenntniß noch weiter von ihm entfernt, ohne daß jedoch deshalb das alte Freundschaftsgefühl erlosch. Mit Klopstock, der übrigens auf der Lebensbahn schon weiter vorgerückt war, stand er in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Ebenfalls pflegte er mit Gerstenberg und Claudius, diesen so reichbegabten Geistern, den freundschaftlichsten Umgang. Schimmelmann war auch selbst Dichter, voller Geist und edler Gedanken, aber seine Bescheidenheit entzog seine Versuche der Oeffentlichkeit.

Die Bildung, welche er sich hier in der Heimath erworben hatte, strebte er durch Reisen zu erweitern. Er besuchte die wichtigsten aufgeklärten Länder, und ihm konnten, bei seinen Anlagen, die

Vortheile, welche sich aus dieser reichen Erfahrungsschule ziehen lassen, nicht entgehen. Die glänzendsten Empfehlungen mußten ihm sowohl zu den vornehmsten Zirkeln, als auch zu den durch Geistesgaben am meisten ausgezeichneten Männern Zugang verschaffen, aber oft war er nahe daran, durch seine fast jungfräuliche Bescheidenheit den Vortheil dieses leichten Zutritts verlustig zu gehen; indessen wurde dies durch die geistreichen Bemerkungen bald wieder gut gemacht, welche seine Rede so reichlich schmückten, wenn er erst dahin gekommen war, an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Der bescheidene Jüngling überraschte oft in der großen Welt durch diesen Gegensatz zwischen der ungewöhnlichsten Schüchternheit, welche die Menschen so leicht verleitet keine Fähigkeiten zu erwarten, und dem eben so ungewöhnlichen reichen und hoch ausgebildeten Geiste, den man nachher bei ihm entdeckte. Dieser auffallenden Erscheinung, die am allermeisten die großen Pariser Zirkel überraschen mußte, findet man auch in Memoiren erwähnt, welche einen der geistreichsten Gesellschaftskreise jener Zeit schildern.

Es war übrigens nicht die allgemeine Aufklärung, für die er sich ausschließlich bildete. Schon früh wandte sich sein Geist zu den Staatswissenschaften. In Allem was den Handel und die Finanzverwaltung betraf, konnte er schwerlich einen erfahreneren und einsichtsvolleren Lehrer finden als seinen eigenen Vater. Als Wissenschaft machte die Staatshaushaltung gerade in den Jahren als Schimmelmann die amtliche Laufbahn betrat, durch das berühmte Werk Adam Smith's einen großen und folgenreichen Fortschritt; so daß auch hier das Zeitalter seinem vorwärtsstrebenden Geiste entgegenkam.

Gereift durch früh erworbene Kenntnisse und Welterfahrung, trat er schon in den Staatsdienst als er wenig über 25 Jahre alt war, und wurde Deputirter in dem Oekonomie- und Commerz-Collegium, wo er nur wenige Jahre zubrachte ehe er den ersten Platz erreichte. In einer kurzen Reihe von Jahren stieg er von einer Ehrenstelle und Auszeichnung zur andern, mit einer Schnelligkeit, die seinen Talenten entsprach. Bevor er 29 Jahre war, wurde er mit

dem Großkreuze des Danebrogordens geziert, und in seinem 33. Jahre wurde er Geheimrath. Drei Jahre später (1784) erhielt er den Posten eines Commerzministers, und nach verschiedenen, uns weniger wichtigen Veränderungen wurde er 1788 in seinem 41. Jahre Finanzminister und Mitglied des Staatsrathes.

Außer den ausgebreiteten Kenntnissen, die er zu seinen hohen Geschäften mitbrachte und die er unaufhörlich erweiterte, zeichnete sich seine Amtsführung wie sein übriges Leben durch jene Leutseligkeit aus, welche aus einem vortrefflichen Herzen entspringt, wenn damit hohe Bildung verbunden ist. Man sah in seinem Umgange mit jedem Einzelnen das Bild seiner Denkungsart gegen das ganze Menschengeschlecht. Wie glücklich mußte er sich da nicht fühlen, indem er an den, Menschenwohl befördernden Plänen mitarbeitete, die König Friedrich VI. von dem Augenblicke an beschäftigten, wo er als Kronprinz seinen Platz zur Seite des Thrones einnahm, und während er durch die herrliche Morgenröthe seines männlichen Alters über die Geschichte seines Vaters Glanz verbreitete, sich selbst in den Herzen aller Dänen ein Denkmal gründete.

Es ist bekannt, daß unter den vielen wichtigen und ehrenvollen Unternehmungen, welche die letzten sechszehn Jahre unserer Geschichte des vorigen Jahrhunderts verschönern, die Befreiung der Bauern von den Banden der Leibeigenschaft und die Aufhebung des Negerhandels in ihrem höchsten Glanze hervorstrahlen. Wir wollen nicht leugnen, daß die erste dieser Wohlthaten uns die wichtigste sein muß, sowohl weil es unsere Landsleute waren, denen sie zu Theil ward, als auch weil sie der Natur der Sache nach das umfassendste Gute hervorbringen mußte, und wirklich hervorgebracht hat; nächst dieser aber verdient unleugbar die Aufhebung des Negerhandels einen hohen Platz, wenn auch nicht wegen der Größe der Folgen, die sie schon für die Menschheit hervorgebracht hat, so doch wegen der reinen Menschenliebe, aus der sie entsprang. Durch Wirksamkeit für die Bauernfreiheit haben andere Ehrenmänner sich ein größeres Verdienst erworben: die Bernstorffe durch einen einleitenden Versuch, Graf Christian Reventlow und Chri-

stian Colbjörnsen durch die umfassenden Arbeiten, welche sie, vom Thronerben dazu ermuntert, mit eben so vieler Einsicht als Vaterlandsliebe ausführten, damit eine Gesetzgebung über diese große Sache zur Reife gelangen könne. Schimmelmann mußte sich hier mit der Freude begnügen, die er als hochstehender Beamter durch die Theilnahme an dem edlen Unternehmen genießen konnte. In den Bestrebungen für die Neger wurde er selbst eine Haupttriebfeder. Es ist so oft von der Schändlichkeit des Negerhandels und von den Forderungen der Menschlichkeit auf Abschaffung desselben geredet worden, und die Wahrheit hat hierbei oft das Genie in ihrem Dienste gehabt, daß man nicht leicht hierüber etwas Stärkeres und Schöneres wird sagen können, als was schon seit langer Zeit darüber gesagt worden ist; so lange es aber noch Menschen giebt, die denselben, wenn auch nicht vertheidigen, so doch entschuldigen wollen, muß man ihn nicht nennen, ohne seinen Abscheu davor zu bezeugen. Ehrenvoll stehen die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts und die schon verflossenen Jahre des gegenwärtigen da, in Vergleich mit allen vorhergehenden, wegen der großen Stimmenmehrheit, mit welcher der Menschenhandel verdammt wird, und wegen der liebevollen Bestrebungen für die Aufhebung der die Menschen entehrenden Sklaverei; beschämt würde aber unser Zeitalter vor der Nachwelt dastehen, wenn es in dem großen aber nicht leichten Werke stillstehen wollte. Mit Freuden verweilt der Däne bei dem Andenken an das Beispiel, welches in dieser Angelegenheit der Menschheit von Dänemark ausging und in der Schimmelmann sowohl als Privatmann wie als Organ der Regierung kräftig mitwirkte. Sein Verhältniß als Privatmann, demzufolge er einen wesentlichen Theil seiner Einkünfte von den weitläufigen westindischen Plantagen bezog, die zu dem Familieneigenthum des Schimmelmann'schen Hauses gehören, würde die Mehrsten an seiner Stelle abgeschreckt haben. Man glaubte allgemein, daß die Plantagen nicht ohne Zufuhr von Sklaven bestehen könnten. Den Sklavenhandel aufheben war demnach in den Augen der Mehrsten eben so viel, als die Wohlfahrt der Plantagenbesitzer vernichten, oder

doch sie wegen täuschender Theorien auf's Spiel setzen; ja es hieß, die Existenz sowohl der Freien als der Sklaven zu wagen. Es macht dem kühnen Geiste des großen Plantagenbesitzers, wie der gründlichen Einsicht des menschenfreundlichen Ministers gleich viel Ehre, daß er sich nicht durch die so entgegengesetzte allgemeine Meinung abschrecken ließ. Er wagte es, die Abschaffung des Sklavenhandels anzurathen, und leicht fand sein Rath Eingang, wo Frederik der Menschenfreund zur Seite des Thrones stand. Die Abschaffung des Sklavenhandels sollte die Vorbereitung sein zur Abschaffung der Sklaverei in den Colonien, und mußte schon bald große Verbesserungen in dem Zustande der Neger herbeiführen. Diese mußten binnen einer nicht gar zu langen Frist aufhören, aus den wilden mit Gewalt herbeigeschleppten Afrikanern zu bestehen, die nur durch Furcht in den Grenzen des Gehorsams gehalten werden konnten, und statt dessen mußte es dahin kommen, daß sie einen Stamm dort heimisch gewordener oder auch eingeborner Menschen ausmachten, die im Christenthume unterrichtet und zum Theil erzogen, dadurch für eine bessere Behandlung sich eigneten. Und wieviel war überdies nicht für den Zustand der Neger dadurch gewonnen, daß der Herr, welche seine Sklaven nicht aus Menschlichkeit schonen wollte, jetzt vom Eigennutz dazu aufgefordert wurde. Daß der Sklave gesunde Nahrung bekam, durch Arbeit nicht über seine Kräfte angestrengt, in Krankheitsfällen gepflegt wurde, daß er gesunde Kinder aufzog, dafür mußte der Herr jetzt wirken, wenn er auch früher noch so gleichgiltig gewesen wäre; ja er wurde vielleicht hierdurch sogar an ein Nachdenken gewöhnt, welches bessere Gefühle erwecken und unterstützen konnte. Graf Schimmelmann gab auf seinen ausgedehnten Plantagen selbst ein Beispiel, das weiter führen konnte. Er ließ sich die Veredlung der Neger angelegen sein. Er ließ sie in den Hauptwahrheiten der Religion unterrichten, er ermunterte zu ordentlichen Eheverbindungen unter ihnen, er sorgte für die Erziehung ihrer Kinder. So schloß sich sein persönlicher Edelsinn an die herrliche öffentliche Veranstaltung an, und er erwarb sich sowohl als guter Bürger, wie auch als hochbetrauter

Beamter, ein gleiches Recht an dem Ehrenkranze des Verdienstes. Oft erschallt in unsern Tagen der Ruhm der Briten wegen ihrer Anstrengung zur Abschaffung des Sklavenhandels. Gern stimmen wir in denselben mit ein. Wir schätzen die Menschenfreunde hoch, welche so oft, so uneigennützig und so lange vergebens der Sache der Neger das Wort redeten. Auch leugnen wir nicht die nützliche Anwendung der Macht, mit der Großbritannien jetzt gegen den Sklavenhandel wirkt; sie verdient Achtung. Aber nie wollen wir uns den Anspruch an den Ruhm nehmen lassen, den Dänemark sich erworben hat, indem es in dieser großen Angelegenheit der Menschheit, für welche die Regierung mit so vieler Menschlichkeit gewirkt hat, das Volk mit so vieler Wärme begeistert gewesen ist, voranging; und stets wird der Antheil, den Schimmelmann an der Abschaffung des Sklavenhandels hatte, seinen Namen mit unvergänglichem Glanze umstrahlen.

Derselbe Geist, der in diesen Veranstaltungen herrscht, leuchtet auch aus vielen anderen weniger glänzenden, deshalb aber nicht immer minder wichtigen Bestrebungen Schimmelmanns hervor. Auf seinen eigenen Gütern wendete er die größte Sorgfalt auf Verbesserungen der Schulen an, und im Gefühl des großen Mangels, den man, zu der Zeit, an guten Lehrern für Volksschulen litt, wirkte er kräftig mit zur Errichtung des ersten Schullehrerseminars. In einer langen Reihe von Jahren war er fortwährend Mitglied der Commission für die bessere Einrichtung der Volksschulen. Ich bin von der Parteilichkeit weit entfernt unsern Schimmelmann als Denjenigen darzustellen, der deswegen zum Ruhme ausschließlich berechtigt wäre. Keiner würde über solch' einseitiges Lob größere Unzufriedenheit fühlen, als der wahrheitliebende Mann. Wem ist es überhaupt unbekannt, daß unser ganzes Königshaus den Unterricht des Volks sich hat ein Hauptziel sein lassen, und daß diese Wirksamkeit für die Volksaufklärung weit entfernt zu erschlaffen, augenscheinlich von Vater auf Sohn gewachsen ist. Es ist schon lange unseren Königen klar gewesen, daß sie selbst nie sicherer sein könnten, als zwischen aufgeklärten Unterthanen, und, daß der

Staat einen ehrenvollen Platz in Europa anders nicht einnehmen könnte, als durch die Einsicht und den Charakter seiner Mitbürger. Daß Einsicht Macht sei, kann nirgends tiefer gefühlt worden sein, als von der dänischen Regierung. Diesem großen Grundsatze sind wir die allgemeine Aufklärung schuldig, welche so viele nützliche Kenntnisse bis zu den niedrigsten Ständen verbreitet hat, und von denen die Frucht ist, daß das kleine Dänemark in einem Winkel Europa's, auf derselben Höhe der Bildung steht, als die größten Reiche, und solche Beiträge zu der europäischen Bildung geliefert hat, daß es sich ehrenvoll mit jedem Landstriche derselben Größe messen kann. Aber Ehre sei jedem unserer Staatsmänner, der zu dem Wachsthum Dänemarks an geistiger Macht beigetragen hat, oder künftig beitragen wird; sie sollen in den Jahrbüchern Dänemarks in Verbindung mit den edlen Königen genannt werden, die unter allen Schicksalen das richtige Gefühl Dessen genährt haben, was allein die Würde der Nation erhält.

Eine der Hauptbestrebungen unseres Schimmelmann war, nützlichen Kunstfleiß zu befördern, worin unser Land so sehr zurück war, und worin es sich noch nicht zu der Höhe gehoben hat, zu der es, sowohl durch frühere Vorbereitungen, als besonders durch die unermüdlichen Bestrebungen unsers Landesvaters sich einst heben wird. Außer dem Vielen, was er für diese Sache in seiner Stellung als Präses in dem Oekonomie- und Commerz-Collegium ausrichtete, war dieselbe auch der Gegenstand seiner Privat-Bestrebungen. Er besaß sehr große Fabrikanlagen und verwendete sehr bedeutende Summen zu ihrer Verbesserung. Vielleicht sah er hierbei gar zu wenig auf seinen eigenen Vortheil, opferte wohl manchmal gar zu viel bei Versuchen auf, litt sicher auch Verlust durch sein Zutrauen zu Anderen, aber wichtige Beispiele wurden doch dem Kunstfleiße gegeben, und das Vorbild hochherziger Uneigennützigkeit, das er in diesen Verhältnissen gab, kann nie verloren sein.

Man stellt sich leicht vor, daß ein Geist, wie der seinige, sich auch in seiner Verwaltung von Handel und Finanzen offenbaren mußte. Eine umständliche Darstellung hievon würde zu weit füh-

ren; jedoch ohne einige Grundzüge davon würden wir kein vollständiges Bild des Mannes haben. Kaum hatte er das Commerz-Ministerium angetreten, ehe die sogenannte große Finanzcommission durch seinen Einfluß angeordnet wurde. In dieser Commission, die fast 30 Jahre wirkte, und in der er nicht nur den Vorsitz führte, sondern Urheber der mehrsten wichtigen Vorschläge war, verband er sich in seinen großen Bestrebungen fürs Vaterland mit den ausgezeichnetsten Männern in den verschiedenen Departements. Welche allen dänischen Herzen liebe Namen waren nicht darunter: Christian Reventlow, Eduard und Christian Colbjörnsen, Malling, Tönder Lund, Frelsen, Wormskjold, Tetens, Zoëga, Wendt, Namen, die bei allen Freunden der Aufklärung und bürgerlicher Freiheit in unauslöschlichem Andenken erhalten werden sollten. In den vielen Anordnungen und Einrichtungen, die er, theils in Verbindung mit diesen, theils allein als Minister in Vorschlag brachte, zeigt sich der wirksame, aber zugleich aufgeklärte und ruhige Verbesserungsgeist, durch den der Ruhm und das Glück eines Volkes befördert wird. Wir genießen jetzt die Früchte dieser Verbesserungen, vergessen aber gar zu leicht, welcher der Zustand war, von dem wir befreit sind, und welche Männer daran mitgearbeitet haben, diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Leicht ist es die Freiheit zu preisen und den Mißbrauch zu verdammen; leicht denkt sich die Menge, daß es den Machthabern nur ein Wort kosten müsse, Fehler abzuschaffen und das Rechte zu beschützen. Wenige giebt es aber Derer, die voraussehen, welche Eingriffe in die Gerechtsame der Bürger, welche Verwirrungen des Bestehenden, welche Zerstörungen redlich erworbenen Wohlstandes übereilte Verbesserungsversuche mit sich führen; erst wenn die Erfahrung ihre theuer erkauften Lehren gegeben hat, ist die Menge im Stande einzusehen, daß irgend ein Versehen begangen sein muß, und verdammt dann eben so bereitwillig die richtigen Grundsätze der falschen Anwendung wegen, als sie früher dreist die falschen Anwendungen forderte wegen der einleuchtenden Grundsätze. Selten ist überhaupt die Meinung der Menge gegen den Staatsmann billig.

Die Wohlthaten, welche seine Einsichten dem Volke zu verschaffen helfen, werden zum öfteren nur oberflächlich während ihrer Neuheit anerkannt — denn selten scheinen sie groß oder ausgedehnt genug — und später hält man sie kaum für etwas anderes als für Gaben des Glücks oder für ein Gut, in dessen Besitz man seit undenklichen Zeiten gewesen ist. Was das Volk leidet, schreibt es dagegen gar zu gern den Mißgriffen der Staatsmänner zu und da ist es nicht so vergeßlich. Es ist die Sache der Geschichte dieses Mißverhältniß gut zu machen. Die Menge der jetzigen Dänen denkt wohl kaum daran, daß es weniger als funfzig Jahre her sind, wo es nicht jedem Landmanne erlaubt war, Vieh zur Ausfuhr zu mästen, sondern daß dies ein Vorrecht der Gutsbesitzer war, und doch ist es wahr, daß dieses nicht vor 1788 abgeschafft wurde. Wie viele werden es sich wohl vorstellen, daß es eine Zeit gab, wo die mehrsten dänischen Städte keine Erlaubniß hatten, mit dem Auslande zu handeln! Und doch ist es nur wenig über 40 Jahre her, daß dieses so lästige, zu Uebertretungen anlockende Gesetz abgeschafft wurde. Aber von Beschränkungen dieser Art, Ueberbleibseln vormaliger Barbarei, wurden lange alle Länder bedrückt, und noch hat kein Land in Europa es vermocht, sie alle abzuschaffen. Der Hindernisse sind unzählige gewesen, und sind noch nicht wenige, deshalb ist es lehrreich, auf die Geschichte dieser stillen Verbesserungen einen Blick zu werfen. Von einer älteren Zeiten her, da man in allen Ländern noch den Wahn hegte, daß die Bestrebungen der Erwerbsamkeit blinden Wesen zu vergleichen seien, die stets am Gängelbande des Zwangsgesetzes geführt werden müssen, wurde das Land von einem schädlichen Korngesetze gedrückt, welches die Einfuhr von Korn in Dänemark und in das südliche Norwegen verbot. Dieses Gesetz wurde im Jahre 1788 aufgehoben, und die gegebene Freiheit hat Früchte getragen, welche bezeugten, wie wahr die Lehre ist, daß freier Handel mehr werth sei, als die anscheinend vortheilhaftesten Einschränkungen. Das Zwangssystem, welches während so langer Zeit in den Zolleinrichtungen die Alleinherrschaft führte, stand überall mit einer richtigen Einsicht in die Staatshaushaltung in Widerspruch.

Eine neue Zollordnung wurde von der großen Finanzcommission in Vorschlag gebracht und vielfache schädliche Einschränkungen verschwanden aus unserer Gesetzgebung. Hiezu kam eine große Erleichterung, welche der Handel dadurch erhielt, daß man die Waaren unverzollt auf die Läger hinlegen und den Zoll erst für dieselben erlegen konnte, wenn sie abgesetzt wurden, und daß der Transithandel gegen eine billige Abgabe gestattet wurde. Unter den sonderbaren Einrichtungen, welche die engherzigen Vorstellungen einer älteren Zeit uns hinterlassen hatten, war auch die, daß die Anzahl der Brauer in Kopenhagen eine geschlossene war, und daß überdieß nicht jedes Mitglied der Zunft so viel brauen konnte als es wollte, sondern jedes nur seine bestimmte Menge hervorbringen durfte. Unsere Nachkommen werden des ausdrücklichen Zeugnisses der Geschichte bedürfen, um zu glauben, daß eine Einrichtung, die allein zum Besten der Trägheit und der Unwissenheit erdacht zu sein scheint, sich bis in unser Jahrhundert hinein hat erhalten können, und doch wurde diese Einrichtung erst durch die Bestrebungen der großen Finanzcommission und nach deren Vorschlägen abgeschafft. Vielleicht verdient diese Verbesserung besonders genannt zu werden, weil man in der Geschichte derselben die Folgen der Abschaffung alles Zunftzwanges lesen kann: erst heftige Klagen, scheinbare Verringerung der Güte des Products; aber zum endlichen Resultate wahre und wesentliche Vortheile. Die große Feuersbrunst von 1795, welche einen so großen Theil Kopenhagens zerstörte, deshalb aber auch erneuerte, mußte viele ernstliche Verlegenheiten herbeiführen. Unter anderen war die Brandversicherungskasse nicht im Stande die außerordentlichen Summen zu bezahlen, die ein so angreifendes Unglück forderte. Auf Vorstellung der großen Finanzcommission kam die Regierung derselben zu Hülfe, so daß die Stadt sich aus ihrer Asche erheben konnte. Diese Absicht wurde noch ferner durch die Errichtung der Creditkasse für Kopenhagen erleichtert; und dadurch wurde wieder die Errichtung der Depositenkasse und des Leihinstituts für die Herzogthümer veranlaßt. Die allgemeine Versorgungsanstalt und die beiden Tontinen von 1792 und 1800 ver-

danken dem stets wachen und wirksamen Geiste Schimmelmanns ihre Entstehung.

Seine Einsichten in die Finanzen waren tief und ausgedehnt. Die Stiftung der dänischen und holsteinischen Speciesbank war im hohen Grade wohlthätig. Die Einrichtung, daß jährlich eine gewisse Summe der alten unfundirten Zettelmasse vernichtet werden solle, war nicht weniger auf richtige Grundsätze gebaut, als sie sich ihrer Absicht entsprechend bewies. Auch hat man keinen Grund zu bezweifeln, daß dieser Plan vollständig zu einem festen Geldwesen geführt haben würde, wenn nicht die großen Weltbegebenheiten es verursacht hätten, daß derselbe nicht anhaltend befolgt wurde. Große Umwälzungen in der Handelswelt hatten schon 1799 einige Störungen desselben zur Folge, später vereinigte sich hiermit eine Reihe politischer Stürme, die seinen reichen Erfindungsgeist unaufhörlich in Thätigkeit setzten, um neue Hülfsquellen zu finden, bis endlich nichts übrig blieb, als die außerordentliche Vermehrung der Zettelmasse. Die Gefährlichkeit dieses Mittels war ihm natürlicherweise nicht unbekannt; es schien aber nichts anderes übrig zu sein. Wie weit es führen sollte, das zu berechnen stand in keines Menschen Macht, das beruhete auf dem Gange der großen Weltbegebenheiten. Sobald er glaubte, daß in dem unglücklichen Einflusse derselben eine Unterbrechung zu hoffen war, machte er Vorschläge, die dem Geldwesen neue Festigkeit geben konnten. Die Reichsbankverordnung, die Folge derselben, ist oft als die Ursache der Verwirrungen angeklagt worden, die man nun in allen Geldsachen spürte, statt daß man sie nothwendig als das Mittel betrachten mußte, allen den Verwirrungen abzuhelfen, die aus dem unüberwindlichen Einflusse eines langen verderblichen Krieges entsprungen waren und ferner fließen mußten. Es ist nicht das erste Mal in der politischen Welt, daß das Volk nicht das Heilmittel von der Krankheit zu unterscheiden weiß.

Bewundernswürdig ist die Arbeitsamkeit, die Schimmelmann beständig zeigte. Kaum sollte man glauben, daß der schwache Körper die großen Anstrengungen, welche der feurige Geist von

demselben forderte, hätte aushalten können. Oft unterbrach er sogar seinen Schlaf, und stand mitten in der Nacht auf, um zu arbeiten. Die Archive sind deshalb auch voll von seinen Entwürfen, Vorschlägen und Bedenken. Diese müssen für ihn zeugen, da so Viele, die mit ihm arbeiteten, die irdische Laufbahn lange vor ihm verlassen haben. Es wäre sehr zu wünschen, daß eine für die Oeffentlichkeit geeignete Auswahl derselben bekannt gemacht werden möchte. Dieses würde für Schimmelmanns Andenken eben so ehrenvoll sein, als lehrreich in Beziehung auf die Verfassung und Geschichte des Vaterlandes. Ja, ich wage es sogar, diese feierliche Gelegenheit zu ergreifen, um den Wunsch zu äußern, daß mehrere Bedenken und Vorschläge unserer geachteten Staatsmänner das Licht erblicken möchten. Mancher ungerechten Vergessenheit, mancher Verkennung würde dadurch vorgebeugt werden, denn die Regierten sind fast immer mißtrauisch gegen Diejenigen, welche an der Staatsverwaltung Theil nehmen, und diese würden zum öftern an allgemeiner Achtung gewinnen, wenn jene sehen könnten, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden und welche Gründe sie gehabt hätten, von der allgemeinen Meinung abzuweichen. Und wo ist wohl der Theilnehmer an der Regierung, der leugnen wollte, daß es auf seine Ausarbeitungen einen vortheilhaften Einfluß haben würde, wenn ihm immer der Gedanke der Oeffentlichkeit vorschwebte. Das Zeitalter der Geheimnisse in der Regierungskunst, wie in Künsten und Wissenschaften ist vorüber. Nicht mehr flößt das Verborgene Ehrerbietung ein, desto kräftiger aber übt die klare Vernunft ihre Herrschaft aus. Die Vernunft zu verheimlichen, nach der man gehandelt hat, das heißt sich selbst seines besten Schildes berauben.

Nie sind des Grafen Schimmelmann Einsichten oder ist seine redliche Amtsthätigkeit von unserm edlen Könige verkannt worden. Als Seine Majestät es für gut befand, die Finanzen der Verwaltung dem Manne anzuvertrauen, der, bis er nach eigenem Wunsche abtrat, diese mit so ausgezeichnetem Glücke führte, fuhr Schimmelmann doch fort, das Königliche allerhöchste Zutrauen zu genießen, und Mitglied des Staatsrathes zu sein, wozu noch

kam, daß er später an die Spitze des ausländischen Departements gestellt wurde. Seine Verwaltung dieses wichtigen Geschäftes fiel in eine Friedenszeit, wo keine augenscheinlichen Gefahren zu bestehen waren, deßhalb fehlte es ihm aber doch nicht an Gelegenheit, dem Vaterlande durch seinen Geist und seine Einsichten zu nützen. Die Handelstractate, welche mit verschiedenen Staaten in jenem aufgeklärten Geiste geschlossen wurden, der die sichersten Vortheile auf eine offene und billige Einräumung gegenseitiger gleicher Gerechtsame baut, geben hiervon ein rühmliches Zeugniß.

Graf Schimmelmann war zwei Mal verheirathet. Seiner ganzen Denkungsweise zufolge mußte seine Wahl durch vorzügliche Geisteseigenschaften geleitet werden. Die erste seiner Gattinnen war Emilie Karoline Amalie von Rantzau, hochgeachtet von Allen, die sie gekannt haben. Früh wurde sie dem liebenden Manne geraubt. Emiliens Quelle, dem Wanderer wohl bekannt, ist eins ihrer Denkmale. Ihre Liebenswürdigkeit und ihre Tugenden sowohl als auch die Liebe ihres Gatten haben in Pram's berühmtem Gedichte „Emiliens Quelle" einen würdigen poetischen Nachruhm erhalten.

Seine zweite Ehe war mit Charlotte von Schubarth, mit welcher den Lebensweg zu wandeln ihm eine lange Reihe von Jahren vergönnt war. Es ist kaum Jemandem in dieser geehrten Versammlung unbekannt, wie sehr sie durch ihre seltenen Geistesgaben ihren Kreis verschönerte. Jeder, der diesen Kreis gekannt hat, wird sich selbst gesagt haben, daß er selten einen gefunden, in dem der gute Ton so vollständig und so harmonisch herrschend war. Wenn die Worte in ihrer rechten Bedeutung genommen werden, glaube ich nicht, daß dieses Lob gering geachtet werden darf. Ich spreche natürlicherweise nicht von dem geschliffenen Wesen, den wohleingeübten Höflichkeitsformen, die uns gewöhnlich in allen höheren Gesellschaftskreisen entgegenkommen. Wir wollen diesen nicht ihren nothwendigen Platz in der verfeinerten Geselligkeit absprechen. Sie sollen äußere Zeichen inneren Edelsinns und innerer Herzensgüte, des Wohlwollens und der Achtung gegen Andere sein.

Aber gar zu oft treffen wir jene Zeichen von dem Bezeichneten getrennt. Man hat eine Rolle spielen gelernt, deren eigentlichen Sinn man nicht versteht. Mögen auch diese Formen doch viele unschöne Neigungen und Leidenschaften zwingen, sich verborgen zu halten, und deshalb der Gesellschaft einen Anstand und einen Reiz verleihen, die ihr sonst fehlen würden, so ist es doch gewiß, daß dieser schöne Schein leicht vernichtet wird, wenn er nicht aus innerem Seelenadel entspringt; ja, daß es sich sogar hin und wieder ereignet, daß eine unter dem feinen Ton lange verborgene Rohheit bei dargebotener Gelegenheit hervorbricht und den ruhigen Beobachter an die mit vieler Kunst abgerichteten wilden Thiere erinnert, die so wohl erzogen scheinen, bis ein unvermutheter Eindruck sie die Zucht vergessen läßt. Nur als Gepräge der schönen Eigenschaften des Geistes kann der gute Ton wahre Festigkeit und Harmonie erhalten. Auf der andern Seite sind diese Eigenschaften, obgleich sie das Wesen in jedem guten Umgange ausmachen, doch nicht hinreichend, das vollendete angenehme Zusammensein, von dem hier die Rede ist, hervorzubringen. Hierzu ist noch eine lange gesellschaftliche Erfahrung und Uebung erforderlich, um tausend kleinen Anstößen und Unbequemlichkeiten zu entgehen und sie zu entfernen, welche an sich gering sind, dennoch aber den reinen Lebensgenuß vermindern. Derjenige, der mit diesen Eigenschaften den Reichthum verbindet, durch welchen die Umgebung verschönert wird und den Geschmack, der alle Ueberladung strotzender Pracht weit entfernt hält, kann einen geselligen Kreis stiften und erhalten, der dem Schimmelmann'schen gliche, so harmonisch schön und frei, daß jeder Mann von Geist, auch ohne in jene gesellschaftlichen Formen eingeweiht zu sein, sich daselbst wohlbefand, und dem Kreise nicht fremd zu sein schien. Schimmelmann's Haus war stets der Vereinigungspunkt der geistreichsten Gesellschaft. Jeden, der durch Geistesgaben sich über das Alltägliche erhob, suchte er in seinen Kreis hineinzuziehen. Es giebt sicher wenige unserer Wissenschafter, Dichter oder Künstler, die nicht in denselben eingeführt gewesen waren, und ebenfalls traf es sich nicht leicht, daß irgend ein ausgezeichneter

Fremder hierher kam, ohne das hochbegabte Haus besucht zu haben.

Es ereignet sich freilich nicht selten, daß eine Gesellschaft geistreicher Männer sich nicht geistreich zeigt. Vielerlei kann die Unterhaltung ersticken. Schimmelmann verstand die schöne Kunst, der Unterhaltung Leben zu geben, bald indem er Gegenstände auf die Bahn brachte, von denen er wußte, daß irgend Einer der Anwesenden über dieselben etwas Interessantes zu sagen vermochte, bald durch glückliche Gedanken, durch die er der Unterredung eine neue und anziehende Wendung gab. Er sah gern, daß man disputirte, aber er übte einen wohlthätigen Einfluß auf diese, gesellschaftlich so bedenkliche Verhandlung aus. Meinungenstreit, geführt, wie er geführt werden muß, ist das edelste Salz des gesellschaftlichen Lebens; nichts kann bildender und lehrreicher sein. Aber die Ausartung liegt so nahe, nur gar zu oft schleichen sich jene unedlen Kunstgriffe ein: Verdrehung der Meinung des Gegners, eine hartnäckige Abneigung, klare Beweise anzuerkennen, eine unaufhörliche Wiederholung, die Alle ermüdet außer dem Unermüdlichen, der seine Meinung nicht aufgeben will. Kommen hierzu noch die vielen kleinen boshaften Züge, durch die sich oft der gemeinste Mangel an Wahrheitsliebe offenbart, so kann das Disputiren leicht in eins der widerlichsten Mittel zur Störung alles gebildeten Umganges umgewandelt werden. Die Weise, auf welche Schimmelmann diese Art der Verhandlungen zu leiten wußte, oft nur durch eine Frage oder durch eine hingeworfene Bemerkung, sicherte den guten Ton, und noch öfter legte gewiß die Gegenwart eines Zuhörers, dessen reine Wahrheitsliebe und klarer Blick Allen bekannt war, Denjenigen einen geheimen Zwang auf, welche geneigt sein konnten, über die Grenzen des Wahren und Schönen hinauszugehen; nicht zu erwähnen, daß solche Menschen, die leicht geneigt sein möchten, diese Grenzen zu überschreiten, aus mehr als einem Grunde nicht leicht Zutritt zu seinem Kreise fanden.

Die Vorliebe, mit welcher derselbe den ausgezeichnetsten Männern geöffnet wurde, mußte natürlicherweise dem gesellschaftlichen

Leben einen hohen Schwung geben. Hier trug Baggesen in seiner schönsten Zeit mit der ihm eigenen Scherzhaftigkeit und Munterkeit in der ersten Begeisterung die Gedichte vor, welche sich nachher vorzugsweise vor seinen späteren Gedichten in dem Andenken aller Dänen verewigt haben. Hier hörte man Oehlenschläger's Aladdin, seine schönsten Tragödien und seine mächtigen nordischen Gedichte, mit der ihm eigenen Kraft und Kunst vortragen. Werke, die Gegenwart und Zukunft zu bewundern nicht aufhören werden, genoß man hier in der höchsten Fülle. Hier glänzte Bentzon's Beredtsamkeit, die leider fast kein öffentliches Werk nachgelassen hat. Hier freute man sich an Steffens' geistreichen, improvisirten philosophischen Reden, die alle Zuhörer hinrissen. Die Huldigung aber, welche man dem Dichter und dem Redner brachte, verschloß das Ohr nicht vor Niebuhr's einsichtsvollen Unterredungen, die keiner besser anerkannte als Schimmelmann, noch schwächten sie die begeisterte Aufmerksamkeit, mit der man Fichte's tiefsinnigen Worten zuhörte, als er auf seinem Besuche in Kopenhagen in Schimmelmann's Kreis eingeführt wurde. Keine Wissenschaft und kein Zweig der Gelehrsamkeit war von diesem Kreise ausgeschlossen; denn Schimmelmann sah klar ein, daß in jedem derselben Etwas sei, das die allgemeine Bildung sich aneignen muß. Man erlaube mir, daß ich selbst als Zeuge in dieser Sache auftrete. Da es natürlich ist, so hoffe ich, daß es überflüssig sein wird etwas anzuführen, um dieses entweder zu vertheidigen oder zu beschönigen. Oft zog Schimmelmann Gegenstände aus der Naturlehre in die Unterredung hinein und forderte mich auf, hierüber Aufklärungen zu geben. Einige Male wurde ich sogar aufgefordert Versuche zu zeigen, z. B. über die Klangfiguren und über den Electromagnetismus; und immer war in seiner Weise die Sache aufzufassen etwas Ungewöhnliches, und in seinen Fragen Etwas, das zu einem allgemeinen Ueberblicke führte.

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß Schimmelmann in seinen Verhältnissen zu den Männern der Wissenschaften und den wissenschaftlichen Einrichtungen das kräftigste Wohlwollen

bezeigte. Ein Mann von Geist und Bildung zu sein galt bei ihm als Empfehlung zu einem Amte, und in Uebereinstimmung hiermit wendete er seinen Einfluß an. Auch ließ er es nicht an Unterstützungen aus seinen eigenen Mitteln fehlen. Es würde hier kaum passend sein, Jetztlebende zu nennen; unter den Verstorbenen aber muß ich Baggesen und Schiller nennen, denen seine fürstliche Mildthätigkeit die freie Ausübung ihrer edlen Kunst erleichterte. Was er in Baggesen's frühen Jahren diesem zuwandte, würde so gar nicht zu wenig geschienen haben, wenn es von einem Könige gekommen wäre. Die bedeutende jährliche Unterstützung, welche er in Verbindung mit dem edlen Herzoge von Augustenburg Schillern in einer Zeit zusicherte, als dieser ernstlichen Nahrungssorgen ausgesetzt war, schützte den edlen Dichter davor, einige seiner schönsten Jahre an Arbeiten zu verlieren, die seines Geistes weniger würdig gewesen sein würden.

In unserer Gesellschaft zeigte Schimmelmann stets den wärmsten Eifer für die Förderung der Wissenschaften, und wo er zu reden Anlaß hatte, da hörten wir immer den edlen freisinnigen Mann. Seine zahlreichen Geschäfte verhinderten ihn daran, unsere Schriften mit seinen Arbeiten zu bereichern; unter den Ausarbeitungen aber, zu denen diese Geschäfte ihm Anlaß gaben, würden sich sehr viele finden, die unter den Schriften einer Gesellschaft der Wissenschaften einen ehrenvollen Platz eingenommen hätten. Ginge der Wunsch in Erfüllung, den ich früher wegen Bekanntmachung derselben vorzubringen wagte, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß seinem Namen dadurch ein neuer Ruhm beigelegt werden wird.

Wenn aber auch dem Andenken des edlen Hinübergegangenen niemals etwas hinzugefügt wird, so steht es doch schön und liebenswürdig vor uns. Wer kann die Reinheit des Herzens vergessen, die er in einem mit den Welthändeln so verwickelten Leben erhalten hatte: die Kindlichkeit und das Vertrauen zu den Menschen, das er nicht aufgab, obgleich er die Gefahren desselben vollkommen gut kannte: die seltene Uneigennützigkeit, welche die großen und wiederholten Verluste, die er erlitten hatte, nicht zu erschüttern vermoch-

ten? Liebe war ein Grundbestandtheil seines ganzen Wesens. Sie umschlang alle Menschen, wie sie es bei einem Manne mußte, der vermöge seines vielumfassenden Geistes nicht anders als Weltbürger sein konnte. Nie kann uns aber ein schöneres Beispiel als das seinige zeigen, daß man wahrer Weltbürger sein, und doch mit der innigsten Wärme sein eigenes Land lieben kann. Natürlich war es demnach, daß die Liebe, welche alle vertrauten Männer unseres Landesvaters, und nicht nur diese, sondern alle Dänen, ja nicht nur die Dänen, sondern Alle, die Gelegenheit hatten Frederik den Sechsten zu kennen, für diesen edlen König fühlen, bei unserm Schimmelmann, der fast während eines halben Jahrhunderts sein Vertrauen genossen und mit ihm gearbeitet, eine ganz eigenthümliche Innigkeit und Tiefe erlangt hatte, welche oft Diejenigen rührte, welche in vertrauten Augenblicken Zeugen derselben waren.

Laßt uns überdies nun noch gedenken, daß dieser milde, unschuldige, liebevolle Geist mit einem großen Auffassungsvermögen, einem seltenen Scharfsinn und einer lebhaften, höchst beweglichen Einbildungskraft ausgerüstet, — daß er durch die mannigfachsten Studien nicht weniger, als durch eine große Welterfahrung ausgebildet, durch die Gelegenheit, die geheimen Triebfedern der Begebenheiten zu beobachten, bereichert, — daß endlich alles dieses mit dem feinsten Sinn für das Schöne geschmückt war — und wir haben das Bild des in der That edlen Mannes, dessen Andenken wir jetzt mit gerührtem Herzen kommenden Zeiten übergeben.

Adam Wilhelm Hanch.

(Gedächtnißrede, gehalten in der Gesellschaft der Wissenschaften im Frühjahre 1838.)

Adam Wilhelm Hauch.

Wenn wir unsern Blick auf das vollbrachte irdische Leben eines Mannes werfen, und sehen, wie er eine lange Laufbahn hindurch immer edle Kräfte zu edlen Zwecken anwendet, wie er fast immer vom Glücke begleitet mit Beifall belohnt und von Gesundheit und Körperkraft begünstigt war, so fühlen wir hierdurch eine Befriedigung, die mit derjenigen verwandt ist, welche die Harmonie der Schönheit erweckt. Ich bezweifle nicht, daß jeder in dieser hochgeachteten Versammlung dieses auf den Ehrenmann anwenden wird, dessen Gedächtniß diese Stunde geweiht ist; den verewigten Präses unserer Gesellschaft Adam Wilhelm Hauch.

Das Glück lächelte ihm bereits mit der Morgenröthe des Lebens; in einem Stande geboren, der ihm eine begünstigte Stellung in der Welt versprach, als Kind vom Könige mit einer Ernennung begnadigt, durch welche eine schnelle Beförderung im Kriegsheere ihm gesichert war; von einsichtsvollen Eltern früh einem wissenschaftlichen Unterricht übergeben, besaß er in vielen Beziehungen einen bedeutenden Vorsprung vor der großen Menge. Aber so große Gaben des Glückes sind demjenigen gefährlich, dessen Loos sie werden. Sie können ihn zur Trägheit verführen, wenn er nicht fühlt, daß er sie verdienen muß, und sie machen andere Menschen zu strengen Richtern seines Werthes. Unser Hauch war nicht derjenige, der in der Anstrengung seiner Kräfte hinter seinem Glücke zurückbleiben wollte. Von seiner Jugend an huldigte er dem Wahlspruche, den er sich später erkor: „Nur die Tugend adelt."

Bereits früh hatte er sich die Kenntnisse erworben, die erforderlich waren, um unter die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen zu werden. Er war im Jahre **1755** geboren und wurde **1770**, also nur fünfzehn Jahre alt, Student. Er versäumte jetzt nicht, sich zu dem Dienste heranzubilden, wozu er von seiner Kindheit an bestimmt war, und wurde bereits in seinem zweiundzwanzigsten Jahre Rittmeister in der Garde. Aber weit entfernt sich bei der Aussicht auf eine glänzende Bahn der Beförderung zu beruhigen, die ihm hier offen lag, strebte sein thätiger Geist sich für seinen Beruf in den Gefahren des Krieges selbst auszubilden. Er erwarb sich deshalb die Erlaubniß, während des bairischen Successionskrieges als Volontair in die preußische Armee einzutreten. Es ist allgemein bekannt, daß dieser Krieg nicht mit vieler Thätigkeit geführt wurde, und deßhalb arm an Gelegenheiten war, sich Ruhm zu erwerben; indessen glückte es ihm doch, einen Muth und eine Tüchtigkeit an den Tag zu legen, die ihm Beifall und Achtung verschafften. Kaum war der Friede bekannt, als er das Lager verließ, und die übrige ihm vergönnte Zeit dazu benutzte, seine Kenntnisse durch eine kurze Reise zu erweitern, von welcher er noch am Schlusse des Jahres **1779** zurückkehrte. Nach seiner Heimkehr ins Vaterland stieg er im Heere von Stufe zu Stufe, und wurde außerdem in seinem achtundzwanzigsten Jahre Kammerherr, und, wenige Monate später, Stallmeister.

Während dieses schnellen Fortschreitens auf der bürgerlichen Ehrenbahn war seine Liebe zu den Wissenschaften, und namentlich zu den Naturwissenschaften immer thätig. So lange seine Stellung es ihm erlaubte, hielt er sich viele Jahre hindurch von den Belustigungen des Hofes fast ganz fern, um die Zeit, welche ihm seine Geschäfte übrig ließen, den Wissenschaften zu widmen. Die Physik zog ihn besonders an und er benutzte hierin Kratzenstein's Anleitung. Zugleich schloß er mit andern Männern dieses Faches Freundschaft, besonders mit dem geistreichen und vielseitig gebildeten Peter Abildgaard, dessen klarer Ueberblick und freundliches Mittheilen den jungen Naturforschern der damaligen Zeit so nützlich

wurden. Indem unser Hauch im Jahre 1786 in seinem einunddreißigsten Jahre aus dem Kriegsdienste trat, gewann er mehr Zeit zur Pflege der Wissenschaften. Zwei Jahre später unternahm er als gereifter Mann eine neue Reise ins Ausland. Er begann dieselbe indem er über Danzig nach Polen und Galizien ging, allerdings wohl besonders in der Eigenschaft als Stallmeister, aber darauf besuchte er Berlin, ging durch einen Theil des nördlichen Deutschlands nach Holland, und von dort nach England. Nach einem lehrreichen Aufenthalte von einigen Monaten in diesem Lande ging er nach Paris. Hier wurde sein Aufenthalt sehr verkürzt und seine Reise unterbrochen, indem er zurückgerufen wurde, um die Oberadministration des königlichen Stall-Etat zu übernehmen. Die Reise hatte kaum ein volles Jahr gewährt; aber er hatte doch Gelegenheit gefunden, Vieles, das ihm lehrreich sein mußte, sowohl in der Natur, wie in der Kunst zu sehen; auch mit vielen ausgezeichneten Männern hatte er Bekanntschaft gemacht. Unter den berühmten Naturforschern, die er kennen gelernt hatte, will ich hier nur Klaproth, Bode, van Schwinden, van Marum, Banks, Priestley, Cavendish, W. Herschel, Lavoisier und Charles nennen.

Im Frühjahre 1789 zurückgekehrt, übernahm er sein neues Amt, und führte große Verbesserungen in dem Stall-Etat ein. In demselben Jahre verband er sich ehelich mit Fräulein Wibeke Magdalene Brochenhuus. Daß diese Ehe kinderlos blieb, war eine Entbehrung inmitten der reichen Gaben des Glückes, womit er sonst gesegnet war.

Wir kommen jetzt zu der Periode, in welcher unser Hauch öffentlich als Wissenschafter auftrat. Diese Periode erstreckt sich ungefähr auf zehn Jahre und kann als ein besonderer Abschnitt seines Lebens betrachtet werden, der durch eine ehrenwerthe wissenschaftliche Thätigkeit und zugleich durch die bedeutendsten Beförderungen bezeichnet ist. Im Jahre 1791 wurde er Mitglied unserer Gesellschaft und bereicherte die Bände unserer Schriften, die von dieser Zeit bis zum Jahre 1801 erschienen, mit vielen lehrreichen Abhandlungen, von welchen die meisten auch in andere Sprachen

übertragen worden sind. Diese Periode, in so vielen Beziehungen von streitenden Kräften heftig bewegt, bot denselben Charakter in Bezug auf die Chemie dar. Es lohnt sich wohl, wenn eine solche Zeit vorüber ist, und diejenigen Männer, die in derselben leitend wirkten, vom Schauplatze abgetreten sind, einen Blick auf dieselbe zurück zu werfen, denn jede solche Umwälzung enthält, richtig verstanden, ein lehrreiches Bild desjenigen, was geschieht, wenn alte Formen zerbrochen und neue gebildet werden. In mehr denn einem halben Jahrhundert hatte man Stahl's chemischem Systeme gehuldigt, welches man das phlogistische genannt hat. Dasselbe enthielt eine wohlgeordnete Auffassung der Thatsachen, auf welche die Chemiker jener Zeit ihre Aufmerksamkeit besonders gerichtet hatten. Allmälig hatte man eine große Reihe späterer Entdeckungen in dasselbe glücklich hineingefügt; aber, wie es so leicht geschieht, hatte man diejenigen, welche mit dem Systeme nicht in Einklang zu bringen waren, bei Seite geschoben. Dieselben waren indessen unaufhaltsam zu einer immer größeren Masse und Bedeutung herangewachsen, und harrten nur des Mannes, der ihr Recht behaupten würde. Dieses wagte Lavoisier. Er stellte ein neues System auf, das bald die Chemiker in zwei heftig streitende Parteien theilte. Die Anhänger des neuen Systems redeten oft von dem alten, als wären sie blind für den großen Ueberblick, den es gewährte, und wandelten dagegen den Streit in einen Kampf auf Leben und Tod um, indem sie das Dasein des Phlogiston zum Hauptpunkte machten. Aber die Freunde des alten Systems waren von derselben Verblendung ergriffen, und indem sie für ein wesenloses Ding kämpften, vergaßen sie nicht allein ihr rechtmäßiges Eigenthum zu vertheidigen, sondern auch sich die großen Wahrheiten anzueignen, welche das neue System ans Licht gefördert hatte. Vielleicht machte man sich auf beiden Seiten gleiches Unrechtes und gleicher Unbilligkeit schuldig; aber das neue System, das so viel wahre Ausbeute gewährte und so viele alte Vorurtheile umstürzte, mußte kraft der Natur der Sache siegen, und behauptete jetzt nicht allein die neuen Wahrheiten, sondern auch seine einseitigen Anschauungen,

ja geradezu seine Verirrungen. Zwar weiß ich, daß dieß die gewöhnliche Geschichte der großen Umwälzungen ist, aber ich durfte nicht schweigend die Gelegenheit, die sich hier darbot, vorüber gehen lassen, um die Aufmerksamkeit auf ein entgegengesetztes Beispiel zu lenken, das gewiß auch nicht ohne Verwandtschaft mit mehreren großen Erscheinungen in der Menschheit ist. Die wichtige Umgestaltung, der in unserem Jahrhundert die ganze Naturwissenschaft fast in jedem ihrer Theile unterlag, ist nicht von jenen leidenschaftlichen Parteifehden verunziert gewesen. Der für einen so kurzen Zeitraum beinahe beispiellos große Zuwachs an Reichthum und Ausdehnung, welchen die Wissenschaft in diesem Zeitraum gewonnen hat, würde unmöglich gewesen sein, wenn nicht eine größere wissenschaftliche Erfahrung und Aufklärung theils Diejenigen, welche besonders auf die Erhaltung des Bestehenden achten, gelehrt hätte, daß man leicht die erhaltende Vorsicht über die rechten Grenzen hinaustreiben und dadurch eine wilde Zerstörung hervorrufen könne, theils Diejenigen, deren Sinn besonders dem Fortschritte nachstrebt, gewarnt vor übermüthigen Versuchen, das Alte umzustoßen, ehe man sich vergewissert hat, daß das Neue ein naturbegründetes Recht an dessen Stelle besitzt.

Einer derjenigen Punkte, um welchen in jener Zeit der heftigste Streit sich drehte, war die Zusammensetzung des Wassers. Die neue Lehre nahm mit Recht an, daß das Wasser zwei Bestandtheile enthält, einen brennbaren und einen feuernährenden, die, jeder für sich, Luftarten sind, aber Wasser und nichts anderes als Wasser hervorbringen, wenn ihre Grundstoffe zur Vereinigung gebracht werden. Diese Lehre, durch welche dem Wasser sein altes Recht, als Element betrachtet zu werden, geraubt wurde, fand eifrige Gegner. Unter den Versuchen, durch welche seine Zusammensetzung bewiesen wurde, bestand einer der wichtigsten darin, daß Wasserdämpfe durch ein glühendes Rohr geleitet, welches Eisenspähne enthält, dermaßen zersetzt wird, daß der feuernährende Bestandtheil am Eisen haften bleibt, welches dadurch dieselbe Veränderung erleidet, als ob sie dem Feuer ausgesetzt gewesen, dagegen

der brennbare Bestandtheil ausgeschieden wird und als die leichteste Luftart, die wir kennen, zum Vorschein kommt. Diese Thatsache vermochten die Gegner nicht zu leugnen, aber sie wollten die Beweiskraft des Versuches vernichten. Man stellte deshalb eine Menge anderer Versuche gegen dasselbe auf, durch welche man, indem man Wasserdämpfe durch glühende Röhren leitete, verschiedene Luftarten erhalten hatte, und war somit der Ansicht, dargethan zu haben, daß das Wasser durch Einwirkung des Feuers bald in die eine, bald in die andere Luftart umgebildet werden konnte, und daß man folglich die brennbare Luft, die in jenen Versuchen zum Vorschein kam, nicht als einen der Bestandtheile des Wassers annehmen dürfe. Unser Hauch nahm sich vor, diese Sache durch umfassende Versuche zu prüfen. Er zeigte, daß das Wasser keine Luft erzeugt, wenn man mit gehöriger Sorgfalt, um jeden störenden Umstand fern zu halten, es durch glühende Röhren eines solchen Metalles leitet, das nur eine geringe chemische Anziehung gegen seinen feuernährenden Bestandtheil besitzt, z. B. durch Röhren von Gold, Silber oder Kupfer, und daß Röhren von Glas oder Porzellan dasselbe Resultat geben, insofern sie sich von Ritzen frei erhalten. Er bewies gleichzeitig, daß das Wasser, welches durch glühende unglasirte Thonröhren geleitet wird, nur dadurch Luftarten erzeugt, daß die zahlreichen feinen Zwischenräume derselben den durchströmenden Wasserdämpfen herauszudringen und der umgebenden, durch Feuer veränderten Luft hineinzudringen erlaubt. Diese schönen Versuche, die allgemeinen Beifall verdienten und gewannen, legte er mit so vieler Vorsicht und mit einer solchen Sorgfalt dar, um dem Scheine zu entgehen, als ob er sich zu irgend einer der Parteien dieses großen Streites zwischen den zwei kämpfenden Theorien, bekannte, daß er weit entfernt an der Leidenschaft Theil zu nehmen, die damals so viele ergriffen hatte, sich auf das Sorgfältigste innerhalb der Grenzen des Experimentators hielt.

Es würde nur ermüdend sein, hier jede seiner nicht wenigen Abhandlungen aufzuzählen. Viele derselben theilen Verbesserungen mit, die er bei diesem oder jenem Instrumente erdacht hatte, und

verrathen den sinnigen und geübten Kenner des hierzu gehörigen Mechanismus. Eine dieser Abhandlungen, nämlich seine Theorie von der Gebißstange zeigte zugleich, daß er nicht vergaß, die Wissenschaft auf die ihm untergeordneten Geschäfte anzuwenden. In dieser Periode legte er zugleich eine sehr bedeutende Instrumentensammlung an, die sich nicht weniger durch ihre Vollständigkeit und schöne Aufstellung, als durch die Größe und vorzügliche Ausführung der Instrumente auszeichnete. Noch in den letzten Tagen seines Lebens begann er die Herausgabe einer lange vorbereiteten Beschreibung dieser Sammlung. In diesem schönen physischen Cabinete hielt er eine Zeit lang Vorlesungen über die Naturlehre für einen auserwählten Kreis, und wurde mit großem Vergnügen gehört. Ich selbst war damals sehr jung und hatte nicht das Glück gehabt, von ihm gekannt zu sein; aber einige Jahre später hörte ich ihn während des Vorzeigens seiner Instrumentensammlung mehrere Lehrsätze vortragen, welches er mit all der Klarheit und dem Anstande that, die ihn auch im täglichen Leben auszeichneten. Um dieselbe Zeit, wo er diese Vorlesungen hielt, arbeitete er sein Lehrbuch aus, das, sowohl durch seine Klarheit, als durch die Aufnahme der in jener Zeit neuen antiphlogistischen Lehre, einen weit verbreiteten Beifall gewann und sogar zweimal ins Deutsche übersetzt wurde, weil man die erste Uebersetzung für sehr ungenügend befand. Auch ins Schwedische wurde sein Lehrbuch übertragen. Im Dänischen erschien davon bereits im Jahre **1799** eine neue Ausgabe.

Während er sich so in der Wissenschaft auszeichnete, war er zugleich im Staate von einer Ehrenstufe zur andern gestiegen. Er ward **1793** Großkreuz vom Danebrog, **1794** Hofmarschall, Chef der Capelle und des königlichen Theaters; **1797** ward er Oberhofmarschall, legte aber seinen Posten als Chef des Theaters nieder. Es ist bewundernswerth, daß er bei so vielen Geschäften, denen allen er gewissenhaft vorstand, noch Zeit zu einer wissenschaftlichen Thätigkeit erübrigen konnte. Aber allmälig wuchsen dieselben doch dermaßen, daß er sie aufgeben mußte. Nach dem Jahre **1801**

theilte er der Gesellschaft der Wissenschaften keine Abhandlung mehr mit, und von da an kann man wohl einen neuen Wendepunkt seines Lebens annehmen. Die beschwerliche Theateradministration wurde jetzt wieder in seine Hände gelegt und er wirkte unverdrossen in derselben einen Zeitraum von zehn Jahren hindurch. Sowohl bei dem ersten, wie bei dem zweiten Ueberfall der Engländer wurde er zum Chef des Studentencorps ernannt, welches Commando er bis **1814** fortführte. Im Jahre **1802** erhielt er die Oberadministration der Kunstkammer und des königlichen Medaillencabinets. Einige Jahre später nahm er Theil an der Stiftung des Museums für nordische Alterthümer. Von der Stiftung des königlichen Naturaliencabinets an war er Mitglied bei dessen Administration und stand zuletzt an der Spitze derselben. Im Jahre **1829** wurde er Chef der großen königlichen Bibliothek. Als Freimaurer und Mitglied des seiner Wohlthätigkeit wegen bekannten Vereines „die Kette" übte er in einer langen Reihe von Jahren eine große Thätigkeit aus, bekleidete als Freimaurer eine der höchsten Würden und war der Vorstand genannten Vereines. Ich habe mich bestrebt, diese an und für sich trockene, aber um sich eine Vorstellung von der Menge seiner Geschäfte zu bilden, nothwendige Aufzählung so kurz wie möglich zu machen. Doch muß ich noch auf die vielen patriotischen Unternehmungen und Vereine, an welchen er Theil nahm, und auf die vielen Regierungscommissionen, deren Mitglied er war, hindeuten; auch diesen opferte er einen Theil seiner Zeit.

Es war als stritten sich zwei Mächte um seinen Besitz; einerseits der Staatsdienst und die bürgerliche Gesellschaft, andrerseits die Wissenschaften. In beiden Richtungen besaß er ausgezeichnete Fähigkeiten, aber er hatte sie besonders für jene ausgebildet, so daß er eher als ein sehr begabter Geschäftsmann, der seine freie Zeit den Wissenschaften opferte, wie als ein Wissenschafter, der vom Geschäftsleben hingerissen wurde, zu betrachten war. Hätte die Erziehung und sein äußerer Beruf ihn nicht so weit nach der einen Richtung geführt, würde er gewiß mehr in der andern gewirkt

haben, aber wir wollen selbst nicht in diesem Kreise, in der Gesellschaft der Wissenschaften, einen Verlust dieser Art beklagen; denn was hier in einer Richtung verloren, wurde in einer andern gewonnen. Ich ziele hier nicht allein auf den materiellen Nutzen, den seine Wirksamkeit dem Vaterlande gebracht, einen Nutzen, den wir, als Mitglieder der großen bürgerlichen Gesellschaft, gehörig zu würdigen wissen werden, sondern mehr auf den wichtigen Einfluß, den ein von dem Geiste der Wissenschaft durchdrungener, bedeutender Geschäftsmann insgeheim, ja oft sich selbst unbewußt, auf die mannigfaltigsten Zweige des Staatslebens übt. Die schöne Gewohnheit des selbstständigen Denkens und die klaren gereiften Kenntnisse, die ein solcher überall mit sich führt, verschaffen sich bei unzähligen Gelegenheiten Eingang bei Denjenigen, die von ihm geleitet werden, so wie er aus natürlicher Neigung sich außerdem bestreben wird, wo es irgend möglich ist, gebildete und denkende Männer in den Kreis seiner Geschäfte hineinzuziehen. In solcher Weise trägt er dazu bei, die Macht der Einsicht zu verbreiten, die in unzähligen Verzweigungen sowohl zur Veredlung des Lebens, als zur Hervorbringung mannigfacher materieller Vortheile thätig ist.

Aber die Wissenschaft selbst verliert nicht immer durch die Zeit, welche ihr Pfleger auf die Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens verwendet; denn sie wird auf vielfache Art durch die Aufgaben befruchtet, welche das Leben darbietet, und sie ist durch den steten Verkehr mit der mächtigen Wirklichkeit gegen die Uebermacht spitzfindiger und leerer Grübeleien gesichert. Jemehr das Leben und die Wissenschaft in Wechselwirkung zu einander treten, desto kräftiger und inhaltsreicher werden beide sein. Natürlicherweise bin ich hier weit von der Ansicht entfernt, es wünschenswerth zu nennen, wenn Alle, deren Fach die Wissenschaft ist, einen großen Theil ihrer Zeit dem Geschäftsleben opferten; dieß würde aber so störend sein, als wenn alle Geschäftsleute selbstständig in die Wissenschaft eingreifen wollten, vielmehr rede ich nur davon, wie wichtig es ist, daß die Pfleger der Wissenschaften in einer lebendigen und vielseitigen Wechselwirkung zu der bürgerlichen Gesellschaft stehen.

Daß ich hier versuchen sollte, die Vortheile besonders hervorzuheben, die unser Hauch während seiner langen praktischen Laufbahn durch den Verkehr mit den Wissenschaften genossen hat, wird eine so aufgeklärte Versammlung gewiß nicht fordern. Es wird genügen, wenn wir sehen, wie sein geübtes Selbstdenken und sein gebildeter Geist sich stets auf dieser Bahn zu behaupten wußten, und dieses, hoffe ich, wird ohne meine Kunst einleuchten, wenn ich jetzt versuchen werde, in einigen Hauptzügen ein Bild seines schönen und thätigen Geschäftslebens zu geben.

Die Verdienste unseres Hauch um den Hofhaushalt sind so bedeutend, daß er allein durch dieselben sich Ansprüche auf das Lob erworben haben würde, ein tüchtiger Beamter zu sein. Er beschränkte sich nicht darauf, eine Oberaufsicht zu führen, sondern er nahm sich gleich von Anfang an vor, den ganzen Administrationszweig umzubilden, und, um ganz selbstständig seinen eigenen Plan durchführen zu können, versagte er sich sogar während mehrerer Jahre die Hilfe des Hofinspectors, die zu beanspruchen er berechtigt war. Es ist bekannt, daß er bis zu seinem Tode dieses Amt mit einer seltenen Einsicht und Kraft bekleidete, und daß seine Amtsführung sich durch die lobenswertheste Sparsamkeit auszeichnete.

Bei dem Ehrenposten, den ihm das königliche Vertrauen als Chef des Studentencorps übertrug, zeigte er, wie man es erwarten durfte, daß er der schwierigen Aufgabe gewachsen war, an der Spitze dieser aufgeklärten, an selbstständiges Handeln gewöhnten Jugend zu stehen, deren Leitung nur einem Manne glücken konnte, dessen Einsicht, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit sie mit Hochachtung betrachten mußte.

Seine Administration des Theaters zeichnete sich durch strenge Gerechtigkeit, durch Ordnung und Sparsamkeit aus. Wenn auch die Künstler und Künstlerinnen der Bühne wähnten, daß er in Bezug auf sie zu haushälterisch verfuhr, so fühlten sie doch andererseits eine Befriedigung in der Achtung, mit welcher er ihnen und ihrer Kunst stets entgegentrat, und wußten auch die Festigkeit,

Gerechtigkeit und die pünktliche Erfüllung eines jeden Versprechens zu schätzen, die ihn stets auszeichnete.

Ehe ich den Einfluß zu schildern versuche, den er auf so vielfache andere öffentliche Einrichtungen geübt hat, kann ich nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß die Geschichte der Thätigkeit des hochgestellten Mannes zugleich ein Bestandtheil der Geschichte des Volkes ist, nicht allein, weil er diesem Volke angehört und auf dasselbe wirkt, sondern auch, weil er mehr oder weniger mit vielen der einsichtsvollen Männer des Landes hat zusammen wirken müssen, um etwas Bedeutendes zu vollbringen. Oft kommen die Vorschläge zu den wichtigsten Verbesserungen von den weniger Hochgestellten, und die Einsicht des Oberbeamten zeigt sich durch die Prüfung, durch die Annahme und das Verwirklichen derselben. Aber selbst, wenn der erste Gedanke dem eigenen Kopfe desselben entsprungen wäre, würde er ihn schwerlich oder gar nicht ohne Hilfe ausführen können. In solcher Weise verknüpft sich auch mit dem Ehrengedächtniß, das ich hier unserem Hauch zu errichten strebe, die Erinnerung an die Einsicht und Thätigkeit vieler achtungswerthen Männer, wiewohl die Grenzen der Rede es nicht erlauben, ihren Theil daran besonders zu besprechen.

Die Kunstkammer war früher ungeachtet aller der dort aufbewahrten Schätze eine Einrichtung, die leicht dem Fremden geringe Begriffe von unserem Geschmacke und unserer Aufklärung beibringen konnte, wenn er nicht durch aufmerksame Vergleichung mit vielen anderen Gegenständen zu der Einsicht gelangte, daß dieselbe nur ein Ueberrest früherer Zeiten war, welchen die spätere Bildung gleichsam zu berühren vergessen hatte. Man fand in der Kunstkammer Conchylien und Gemälde, mathematische Instrumente und Mißgeburten, neuere Kunstarbeiten und die ungleichartigsten Alterthümer und Gott weiß wie viele merkwürdige und unmerkwürdige Dinge bunt durcheinander. Kein Vorsteher derselben konnte ein wahrer Kenner aller dieser Dinge sein, und noch weniger vermochte Derjenige, dem die Sammlung fremd war, zu einer genauen Kenntniß aller dort aufbewahrten Schätze zu gelangen. Hauch bewirkte

hier eine glückliche Veränderung; er selbst vermochte so wenig, wie irgend ein Anderer, alle diese Dinge zu beurtheilen, aber er verband sich mit Kennern der verschiedenen Fächer. Nach den Arbeiten dieser Sachkundigen, die nicht allein mit Einsicht, sondern oft selbst mit vielem Scharfsinne ausgeführt waren, wurde dieses Chaos geordnet. Die werthlosen Sachen wurden fortgeschafft, die Naturgegenstände dem königlichen Naturalienkabinet übergeben, die Gemälde schied man ganz aus und bildete nun ein Museum von untereinander näher verwandten Gegenständen: Alterthümer aus den frühesten Zeiten bis zum Ende des Mittelalters, Gegenstände zur Aufklärung der Zustände ferner Völkerschaften, technische Kunstsachen, Kostbarkeiten u. s. w. Die Ausscheidung der Gemälde aus der alten Kunstkammer veranlaßte ein neues und wichtiges Unternehmen. Nach Hauch's Vorschlag ließ der König aus den Sammlungen der Kunstkammer und mehreren anderen königlichen Sammlungen eine Gemäldegalerie*) bilden, ja Seine Majestät erlaubte selbst mit wahrem königlichen Bürgersinne, daß viele Gemälde, die seine Schlösser zierten, von dort dieser Sammlung einverleibt wurden, insoweit ihr Kunstwerth dadurch wesentlich gesteigert werden konnte. Wie viele haben sich nicht schon gefreut und ihren Geschmack in jenen schönen Bildersälen veredelt, und wie viel größer ist nicht die Zahl Derjenigen, von denen wir hoffen dürfen, daß sie dieselben noch lange in Zukunft besuchen werden!

Als Hjelmstjerne's seltene Portraitsammlung berühmter Dänen durch die vaterländische Gesinnung seiner Tochter Gräfin Rosenkrone in königlichen Besitz überging, schlug Hauch die Anlegung einer großen historischen Portraitsammlung auf dem Schlosse Frederiksborg vor. Nicht der ganze Plan ist zur Ausführung gelangt, aber ein wichtiger für sich bestehender Theil ist bereits vollständig, nämlich eine historisch geordnete Sammlung von Originalportraits der dänischen Könige und königlicher Personen, sowie der

---

*) Diese so neue Galerie gehört jetzt bereits zu den größten und bedeutendsten europäischen Sammlungen zweiten Ranges.

vornehmsten ihrer ausländischen Verwandten. Diese Sammlung ist zu gleicher Zeit lehrreich für den Kunstfreund und denjenigen Geschichtforscher, der sich die Vorzeit so beschaulich zu machen wünscht, wie er es irgend vermag. Die Portraitsammlung berühmter, dänischer Männer versuchte er durch Copien zu größerer Vollständigkeit zu bringen; aber diesen von den Freunden der Kunst weniger gebilligten Plan gab er später zum Theil auf, und überließ der Zukunft eine glückliche Vollendung der Sammlung.

Eine andere merkwürdige historische Sammlung wurde nach seinem Vorschlage im Schlosse Rosenborg angelegt. Dieselbe besteht aus verschiedenen Gegenständen merkwürdiger Erinnerungen an unsere Könige aus dem Hause Oldenburg, dermaßen geordnet, daß sich um den Namen eines jeden dieser Könige eine besondere Gruppe bildet. Auch diese Sammlung trägt zu einer Vorstellung der Sitten und des Geschmackes in Tracht und Hausgeräthe u. s. w. der verschiedenen Zeiten bei. Nur der Unkundige betrachtet solche Sammlungen als bloße Gegenstände der Neugierde, dem historischen Denker dienen sie dazu, das Bild der Zeiten zu vervollständigen.

An der Stiftung einer historischen Waffensammlung hatte Hauch gleichfalls einen wesentlichen Antheil. Die Waffen, welche die dänischen Könige benutzt hatten, waren im Zeughause aufbewahrt, aber nicht aufgestellt. Bei einer Besichtigung fand der König, daß daraus sich etwas Würdigeres müßte machen lassen, und Hauch bot sogleich seine Dienste an. Eine Commission sachkundiger Männer wurde berufen, in Verbindung mit ihm diese Sache zu beurtheilen, und einen Vorschlag darüber einzureichen. Ihre Arbeit, von Hauch kräftig unterstützt, war mühsam, aber fruchtbringend. Wir haben jetzt im Zeughause eine historische Waffensammlung, die sowohl in Bezug auf die Geschichte der Kunst, als auf die des Krieges eine lehrreiche ist.

Noch habe ich nicht die größte und erinnerungsreichste aller unserer historischen Sammlungen, an deren Stiftung Hauch theilgenommen, genannt; man wird leicht errathen, daß ich das Mu-

seum der nordischen Alterthümer meine. Der erste Gedanke schuldet zwar seinen Ursprung unseren hochgeachteten Alterthumsforschern Münter, Abrahamson und Nyrup, aber diese strebten gleich, sich mit dem eben so thätigen und geschäftstüchtigen als einflußreichen Hauch zu verbinden. Er befand sich somit unter den Stiftern und wurde derjenige von ihnen, dem es am längsten vergönnt war, für die Sache zu wirken. Durch welche Einsicht und Verdienste diese Sammlung die hohe Stufe der Vollendung erreicht hat, auf der wir sie jetzt erblicken, und durch welche allgemeine Theilnahme die Kinder des Landes hierzu beigetragen haben, ist hier nicht der Ort, zu erörtern; aber ohne Furcht, unserem Hauch zu viel beizulegen, können wir sagen, daß er in vieler Hinsicht dem Unternehmen nützlich ward, sowohl als kluger Rathgeber, wie als einflußreicher Mann, der für die Sammlung wichtige Vortheile errang, unter welchen die herrlichen Aufstellungsräume, die in den späteren Jahren derselben gewährt wurden, wohl besonders erwähnenswerth sind.

Als Oberinspektor des königlichen Münz- und Medaillencabinets hatte er gleichfalls glücklich verstanden, sich die Mitwirkung der sachkundigsten Männer zu sichern, und als einsichtvoller Geschäftsmann, kluger Haushalter und vermögender Fürsprecher bei seinem Könige unterstützte er treulich ihre Bestrebungen. Unter seiner Verwaltung ist das Cabinet durch den Ankauf verschiedener bedeutender Sammlungen bereichert worden. Cataloge sind gedrukt und werden noch ferner fortgesetzt. Als Hilfsmittel der Wissenschaft hat das Cabinet einen großen Zuwachs von einer jetzt bereits zahlreichen Sammlung erhalten, in Abgüssen von Münzen bestehend, deren Originale das Cabinet nicht besitzt. Außerdem ist die Aufstellung des Ganzen verbessert und verschönert, und Arbeitzimmer, die im Winter geheizt werden können, sind demselben hinzugefügt. Endlich ist der Zutritt zum Cabinet öffentlich geworden, und dasselbe trägt hierdurch um so vollkommener zur Verbreitung des Geschmackes und der Kenntnisse bei.

Als Chef der großen königlichen Bibliothek zeigte er

einen warmen Eifer für Alles, was zur Bereicherung und Ordnung derselben dienen konnte. Unter ihm wurde von dazu ernannten Sachkundigen eine große Revision der werthvollen Kupferstichsammlung der Bibliothek unternommen, die im Verein mit anderen dem Könige gehörigen Kupferstichsammlungen einen eigenen Inspector erhielt und deren Verbindung mit der Bibliothek nur in sofern aufrecht erhalten wurde, als sie in demselben Gebäude aufbewahrt wird und unter einem gemeinsamen Chef stehen.

In Allem, was das königliche naturhistorische Museum betraf, bot er gleichfalls jeder nützlichen Verbesserung die Hand und zeigte sich immer als den wohlgesinnten und aufgeklärten Mann.

Für die Veredlung der Handwerke zeigte er bei jeder Gelegenheit seine thätige Bereitwilligkeit und war viele Jahre erstes Mitglied der Direction des so nützlichen Instituts für Metallarbeiter. Wie viel Ersprießliches er durch seine einflußreiche Stellung in der Freimaurerloge und dem erwähnten Vereine „die Kette" schuf, scheint mir nur in sofern passend, öffentlich zu erwähnen, als die Wirkungen davon in die Oeffentlichkeit treten. Aber von diesem Gesichtspunkte aus bleiben uns zwei wichtige Dinge zu nennen, die Stiftung des Blindeninstituts und der Speiseanstalt, die beide von dem Verein „die Kette" ausgingen. Der erste Gedanke zu jenem gehörte zwar nicht Hauch, aber als derjenige, der an der Spitze des Vereins stand und in demselben den größten Einfluß besaß, trug er mit warmem Eifer zur Förderung dieses so nützlichen Institutes bei, und wendete auch seinen Einfluß außerhalb des Vereins zu dessen Besten an. Zu der so wohlthätigen Speiseanstalt ging der Vorschlag von Hauch selbst aus. Der richtige Gedanke, den Armen eine gesunde Nahrung für einen Theil der Mittel zu geben, die man sonst zu ihrer Hilfe verwenden würde, erheischte allerdings eine eben so richtige, wie gute Ausführung, um die rechten Früchte zu tragen, und hierzu fehlte es ihm an Zeit. Aber um den hochverdienten, für das Gute thätigen Mann schaarten sich andere ehrenwerthe Männer und unterstützten das Unternehmen, zum Theil selbst mit Aufopferung ihrer eigenen Bequemlichkeit, so daß

die nutzreiche Einrichtung nicht allein als eine „Erinnerung" an einen Mann oder einen Verein dasteht, sondern auch einen ehrenvollen Platz unter den nicht wenig zahlreichen Gedenktafeln dänischer Wohlthätigkeit einnimmt.

Ich schließe diese Reihe schöner und guter Unternehmungen mit einer, die gewiß nicht eine der unwichtigsten ist. Die Anstalt zur Besserung moralisch verdorbener Personen. An der Spitze dieses edeln Unternehmens, dessen Werth keiner Auseinandersetzung bedarf, stand unser Hauch, und im innigen Verein mit ihm mehrere unserer Ehrenmänner. Diese Anstalt hat bereits vor Jahren ihre segensreiche Wirksamkeit begonnen, und gewiß wird sie viele unserer Mitmenschen von geistiger und körperlicher Verderbniß retten.

Der Zusammenhang der Rede hat es mit sich gebracht, daß ich bis jetzt die Ehrenbezeugungen habe übergehen müssen, die unser Hauch in der letzten Hälfte seines Lebens empfing. Es ist jetzt an der Zeit, die bedeutendsten derselben zu nennen. Er hatte bereits früher eine so hohe Stellung im Staate erreicht, daß nur die höchsten Ehrenstufen ihm noch übrig blieben. Im Jahre 1814 wurde er Marschall der königlichen Orden, 1817 Ritter vom Elephantenorden, 1828 Oberkammerherr und 1830 Vicekanzler der königlichen Orden.

Erkenntliche Mitbürger unterließen auch nicht, bei gegebener Gelegenheit ihm Beweise ihrer Hochachtung zu zollen. Auf den fünfzigjährigen Jahrestag seines Eintritts in den Staatsdienst verlieh ihm die Universität das Ehrendiplom eines Doctor der Philosophie. Aus derselben Veranlassung veranstaltete man ihm ein großes Ehrenmahl, woselbst seiner Verdienste in Reden und Liedern gedacht wurde.

Nach dem Tode des Grafen Schimmelmann wurde er zum Präses unserer Gesellschaft gewählt. Er hatte bereits seit dem Tage seiner Aufnahme in die Klasse der ordentlichen Mitglieder gehört und nie darein willigen wollen, in die Reihe der Ehrenmitglieder zu treten.

Nachdem wir jetzt einen Blick auf die lange Laufbahn des Verewigten geworfen, wollen wir versuchen, uns das Bild des ganzen Mannes zu vergegenwärtigen. Die wehmüthigen Gefühle, die bei seinem Verluste erweckt werden müssen, werden ihre Milderung in der Anschauung einer so würdigen, durch ein langes, glückliches und ehrenvolles Leben bewährten Persönlichkeit finden.

Hauch war von Mittelgröße, doch eher groß als klein. Sein Körper war wohlgebildet und stark gebaut, gleichweit entfernt von Beleibtheit und Hagerkeit. Das Antlitz war groß, mit starken, wohlgebildeten, männlichen Zügen, und dem Ernste derselben fehlte es nicht an Milde. Die schönen braunen Augen waren voller Feuer und beredt. Seine ganze Haltung war schön, wie man es von einem wohlgebildeten, starken Körper erwarten konnte, dessen Kräfte von Jugend auf durch ritterliche Uebungen ausgebildet waren. Wie glücklich er dieselben neben so vielen anderen Gegenständen gepflegt hat, sprang in die Augen durch die Meisterschaft, die er gelegentlich in der Reitkunst verrieth. Seine Gesundheit war stark und begleitete ihn bis zu seiner letzten Krankheit. Noch in seinem achtzigsten Jahre wurde man versucht, ihn für einen Mann nicht über sechszig Jahre alt zu halten. Sein Geist war voller Kraft und zeichnete sich durch ein glückliches Ebenmaß der verschiedenen Fähigkeiten aus. Sein geistiges Wesen stand mit dem körperlichen in Einklang. Ich will das Gesetz der Wahrheit, dem meine Rede huldigt, nicht beleidigen, dadurch, daß ich ihm einige jener mächtig hervortretenden Kräfte beilege, die große und folgereiche Veränderungen, entweder in die Wissenschaften oder das Staatenleben, einführen, aber durch eine große Summe ehrenwerther Eigenschaften flößte seine Persönlichkeit uns wahre Achtung ein. Sein Charakter war fest, ohne deshalb etwas von der Unbiegsamkeit zu besitzen, die der besseren Ueberzeugung den Eingang versperrt. Er wünschte, daß das Rechte geschehen solle, und ließ sich deshalb leicht durch Gründe überzeugen, dagegen ließ er sich nicht durch listig angelegte Vorspiegelungen im Voraus einnehmen, so daß er selten nöthig hatte, seine Ansicht zu ändern. Davon Proben abzulegen, hatte er genügende Gelegen-

heit in den mannigfach verwickelten Verhältnissen, die seine zahlreichen Geschäfte mit sich brachten. Sein tiefer Sinn für das Richtige war von einer außergewöhnlichen und wohlgeordneten Thätigkeit begleitet. Von den vielfachen Geschäften, die unter seiner Oberleitung standen, gerieth keines durch Nachlässigkeit seinerseits in Stocken. Was ihm zur Prüfung vorgelegt, wurde binnen kurzer Zeit entschieden. Nützliche Vorschläge, die ihm von untergeordneten Sachkundigen gemacht wurden, war er bereit, zu prüfen, und wenn er denselben seinen Beifall schenken konnte, auch zu fördern. Sein Sinn für Sparsamkeit war nicht geringer, als seine Thätigkeit. Aus den unter seiner Leitung stehenden Kassen durfte keine Ausgabe ohne strenge Ueberlegung geschehen; aber dadurch vermochte er auch bedeutende Summen anzuweisen, wenn es größeren Unternehmungen galt. Im Umgange verband er die Einfachheit, Leutseligkeit und Freundlichkeit der reinen Seele mit dem Weltton und Anstand des Hofmannes. Der mit den höheren Kreisen Unbekannte fühlte sich bei ihm nicht durch irgend eine Spur von Verfeinerung in Verlegenheit gebracht, und der Hofmann eben so wenig durch den geringsten Verstoß gegen den guten Ton. Diese Vereinigung so vieler schöner Eigenschaften erwarb ihm denn auch das Glück, daß er während eines langen Lebens und in einem außergewöhnlich weit ausgedehnten Wirkungskreise den Platz in der öffentlichen Achtung sich bewahrte, den er verdiente, und daß er zu gleicher Zeit ununterbrochen des höchsten Vertrauens seines Königs genoß.

Das Andenken unseres Hauch wird somit allen und sämmtlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft, mit deren Wirkungskreise er in Berührung kam, theuer sein. Der Gewerbtreibende wird des aufgeklärten Staatsbürgers, des Kenners und Beschützers seines nutzenbringenden Betriebes gedenken. Der Beamte schätzt in ihm den treuen Diener des Staates, den redlichen Sohn des Vaterlandes. Der Krieger gedenkt mit Stolz des Mannes, der seine ehrenvolle Laufbahn in seinen Reihen begann, und den der König, nachdem er ihn lange andere Stellungen angewiesen hatte, an die Spitze einer hoffnungsvollen muthigen Jugend stellte, als

dieselbe in einem drohenden Augenblicke den Wnnsch aussprach, für das Vaterland zu kämpfen.

Die Künstler erinnern sich seiner als eines Edlen, der, ohne den Anspruch, die Dinge besser als sie selbst zu verstehen, ihnen ungeschminkte Achtung zollte. Die Pfleger und Vertreter der Wissenschaften erinnern sich mit inniger Befriedigung, daß er auch ihnen gehörte. Selbst auf dem Throne und in dessen Nähe wird sein Andenken geehrt. Wir können die trostreiche Wahrheit aussprechen, daß der ausgezeichnete Mann nach seinem Werthe anerkannt worden ist.

Henrik Gerner von Schmidten.

(Gedächtnißworte aus der Monatsschrift für Literatur, geschrieben 1831.)

Henrik Gerner von Schmidten.

Unser Verein*) hat einen großen Verlust erlitten, indem der Tod uns den Professor Henrik Gerner v. Schmidten raubte.

Seine Hauptwissenschaft war die Mathematik, in welcher er es zu einer Einsicht und Tüchtigkeit gebracht hatte, die nur durch eine schöne Vereinigung von Fleiß und Genie erlangt wird.

Es scheint ein ziemlich verbreitetes Vorurtheil zu sein, daß ein rechter Mathematiker für nichts Anderes als für seine Wissenschaft Sinn habe. Eine solche Meinung findet in der Geschichte der Wissenschaften keine Bestätigung. Diese zeigt uns gerade unter den ersten Mathematikern viele Männer, deren Geist die mannigfaltigsten Gegenstände umfaßte. Pascal, der schon als Knabe mathematische Sätze auffand, war derselbe, welcher durch seine geistreichen **lettres provinciales** sowohl der französischen Prosa die Gestalt gab, welche sie jetzt fast zwei Jahrhunderte mit wenigen Veränderungen behalten hat, als auch den Jesuitenorden in hohem Grade schwächte, und in seinen tiefsinnigen **Pensées** den reinsten Sinn für Religion zeigte. Descartes, welcher die Mathematik einen so großen Schritt weiterführte, war ein nicht minder scharfsinniger Philosoph als Mathematiker. Leibnitz, der in mathematischen Entdeckungen mit Newton wetteiferte, umfaßte beinahe alle Wissenschaften. D'Alembert war ein nicht minder ausgezeichneter Stylist als

*) Die Gesellschaft zur Herausgabe der „Monatsschrift für Literatur."

Mathematiker. De la Place drückte seine durch die tiefsten Forschungen gefundenen Ergebnisse mit Klarheit und Anmuth aus. Thomas Young, der unter den Mathematikern seiner Zeit einen so hohen Platz einnahm, bereicherte die Naturlehre mit der Entdeckung der wechselseitigen Einwirkung der Lichtstrahlen, und die Sprachwissenschaft mit der Anleitung, die Hieroglyphen zu lesen, wovon man später so viele Anwendung gemacht hat.

Wir haben hier nur einige in die Augen fallende Beispiele gegeben, welche durch viele andere leicht vermehrt werden könnten. Welch' einen hohen Platz unser edler Schmidten, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre, sich in der Geschichte der Wissenschaften errungen haben würde, darf uns nicht einfallen bestimmen zu wollen. Aber dreist können wir sagen, daß er zur Klasse jener reichbegabten Geister gehörte, welche mit Leben und Kraft alle die großen Bestrebungen umfassen, wodurch die Bildung des menschlichen Geschlechtes befördert werden soll. Der kurze Ueberblick seines Lebens, den wir hier zu geben versuchen möchten, wird dieß bestätigen.

Unser Schmidten war den 11. Februar 1799 auf dem am Meerbusen von Veile gelegenen Gute Villiamsborg, dessen Besitzer damals sein Vater Johann Frederik v. Schmidten war, geboren.

Als Kind hatte unser Schmidten einen gesunden und kräftigen Körper. Er wurde in seiner ländlichen Heimath im Kreise einer stillen, häuslichen, ordentlichen und thätigen Familie erzogen und genoß zugleich mit seinen Geschwistern den Unterricht von Hauslehrern. Unser Henrik v. Schmidten faßte Alles leicht auf, verband mit einem trefflichen Gedächtniß seltnen Fleiß und große Aufmerksamkeit. Seine Lernlust beschränkte sich nicht auf die Schulstunden. Es gehörte zu seinen größten Genüssen schon in einem Alter von sechs bis acht Jahren die Gespräche Aelterer über ernste und sonst für Kinder eben nicht anziehende Gegenstände anhören zu dürfen. Als er elf bis zwölf Jahre alt wurde, wandte er seine Freistunden oft dazu an, Verse und Lustspiele zu schreiben. Doch hielten ihn diese geistigen Beschäftigungen nicht ab, sich im Freien mit seinen Altersgenossen

zu tummeln, bei deren Spielen er stets Anführer war. Die Lust, das Wahre in den Dingen kennen zu lernen, die sich auf eine merkwürdige Weise so zeitig neben einer lebendigen Liebe zu allem Schönen und Guten bei ihm äußerte, führte ihn bald zur Mathematik, mit welcher er zuerst durch einen Artillerieofficier, der die Eltern oft besuchte, Bekanntschaft machte. Dadurch, daß er auf diesem Wege mit einer Wissenschaft Bekanntschaft machte, welche so viel Anziehendes für ihn hatte, bekam er Lust, unter die Artilleriecadetten aufgenommen zu werden.

Daß es ihm hier nicht an gutem Erfolg fehlte, erräth man leicht. Schon 1816 ward er zum Officier mit der Anciennetät vom 1. November 1814 ernannt.

Sein Sinn für die Mathematik machte ihn früh mit Degen und Kreydal bekannt, deren dankbarer Schüler er wurde. Auf den Rath des Ersteren lernte er Lateinisch und Griechisch, und erweiterte seine Kenntnisse in den lebenden Sprachen. Seine Zeit dafür war jedoch sehr beschränkt. Der Garnisonsdienst nahm einen Theil davon weg, einen andern mußte er aufopfern, um Studenten und Cadetten Unterricht in der Mathematik zu geben. Er nahm deshalb die Nacht zu Hilfe, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ein zu großer Eifer, seine Kenntnisse zu erweitern, seiner Gesundheit damals nachtheilig ward.

Im Jahr 1819 überreichte er unserer Königlich Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften seine **Recherches sur le calcul integral aux équations lineaires**, über welche Abhandlung die Gesellschaft ein sehr günstiges Urtheil fällte und deren Druckkosten sie übernahm. Durch den Beifall, welchen diese Schrift erhielt, wurde ihm der Weg zu einem Königlichen Reisestipendium gebahnt, das ihm 1820 bewilligt wurde. Er eilte damit nach Paris, wo er am meisten für sein Fach zu gewinnen hoffte. In einem Briefe, den er an einen hochgeachteten Verwandten schrieb, bat er ihn, nicht zu glauben, daß er so eifrig zu reisen wünsche, um Paris oder irgend eine andere Stadt zu sehen; „denn wenn ich was sehen will," fügte er hinzu, „ziehe ich die Schweiz, den lago maggiore, den Vesuv u. s. w.

hundertmal vor; aber um mir Kenntnisse zu erwerben, gehe ich nach Paris."

Auf dem Wege nach Paris besuchte er Göttingen, wo er mit mehreren Gelehrten, unter Anderen mit dem großen Mathematiker Gauß bekannt wurde. In Paris erhielt er Zutritt zu den ausgezeichnetsten Mathematikern und darunter zu de la Place. Seine Abhandlung hatte ihm den Weg zu deren Achtung gebahnt, und durch den persönlichen Umgang gewann er täglich mehr. Mit Alexander v. Humboldt ward er auch sehr freundschaftlich bekannt. Ungeachtet unser Schmidten eine Bescheidenheit hatte, die im ersten Augenblick ein Gepräge von Verlegenheit annahm, war doch in seinem ganzen Aussehen und Wesen etwas, das auf der Stelle für ihn einnahm; und seine geistreiche Unterhaltung, worin er so mannigfaltige Einsichten entwickelte, zeigte bald, daß jene Verlegenheit keineswegs von Mangel an Einsicht und Ueberzeugung herrührte, sondern vielmehr nur ein lebendiges Gefühl der Schwierigkeit war, die volle Einsicht, wonach er strebte, zu erlangen. Das Einnehmende in seiner Unterhaltung beruhte freilich auf einer Vereinigung vieler schönen Eigenschaften, aber vielleicht besonders auf der Herzlichkeit, Gutmüthigkeit und Wahrhaftigkeit, die Alles bezeichneten, was er sagte oder vornahm. In Frankreich kam ihm noch ein eigenthümlicher Umstand zu Statten. Er hatte eine bedeutende Gesichtsähnlichkeit mit Napoleon. Dies öffnete ihm viele französische Herzen; unter Anderen faßte General Cafarelli, ehemaliger Adjutant Napoleons, eine innige Freundschaft für ihn, so daß unser Schmidten in seinem Hause gleichsam heimisch war und nachher diese Freundschaft beständig durch Briefwechsel fortsetzte. Schmidtens Umgang mit diesem und vielen anderen ausgezeichneten Männern, die an den Weltbegebenheiten bedeutend theilgenommen hatten, war für ihn, der eine so lebendige Begierde hatte, den Zusammenhang der Begebenheiten kennen zu lernen, und mit so vieler Wärme an Allem theilnahm, was auf das Wohl und Weh der menschlichen Gesellschaft Einfluß haben mußte, eine wahre Herzensweide. Er stand auch als Denker in genauer Verbin-

dung mit den Gelehrten der ausübenden Staatswissenschaften. Mit de Gerando, der früher allzu einseitig erhoben, später unbillig in Schatten gestellt wurde, und mit Couſſin, der in unsrer Zeit so hochberühmt ist, war er innig verbunden, ohne sich durch die Ungleichheit in ihren Systemen stören zu lassen.

Schmidtens politische Denkungsart war in des Wortes rechter Bedeutung liberal. Er wünschte des Menschengeschlechtes ununterbrochenen Fortschritt zu einem edleren und würdigeren Dasein; aber er verabscheute nicht minder die Herrschsucht und den Eigennutz, der sich so oft bei denjenigen Menschen verräth, die aufs allerheftigste auf den Namen Liberale Anspruch machen, als die Eingebildetheit und Eigenliebe, die alte Privilegien nicht fahren lassen will, wenn diese die Menschheit in ihrer Entwickelung sogar hindern. Ueberall war Haß ihm fremd. Er liebte das Gute unmittelbar, und war so fern wie möglich von der Denkweise derjenigen Menschen, deren ganze Liebe zu der Sache, die sie für die gute halten, sich nur in Haß gegen Andersdenkende äußert.

Mit einer solchen Gesinnung konnte Schmidten zu wahrem Nutzen mit Männern aller Parteien umgehen und sich die Gunst sogar von Männern entgegengesetzter Meinung erwerben, wenn ihre Einseitigkeit nur nicht von der ausschließenden und gewaltsamen Art war, welche jedem Vernünftigen alle Lust zu ihrem Umgang benimmt. Der Verfasser, welcher selbst einige Monate in Paris war, während Schmidten sich dort aufhielt, sah mit Vergnügen die Achtung, welche sich sein Landsmann sowohl als Wissenschafter wie als Mensch erworben hatte, und genoß viele angenehme Augenblicke im Umgange mit diesem jüngeren Freunde.

Schmidten hielt sich ungefähr drei Jahre in Paris auf. Er ging von da im Sommer 1823 nach Lechelle, wo er sein griechisches Studium fortsetzte, besuchte darauf im October seinen Freund Professor Brandis in Bonn und kam im November nach Berlin. Dort blieb er bis Ende 1824 und machte viele lehrreiche Bekanntschaften. Im März kam er nach Kopenhagen zurück. Hier bereitete er sich vor den Magistergrad zu erlangen, und erhielt Er-

laubniß, sich einer erweiterten Magisterconferenz zu unterwerfen, welche die Stelle der ersten akademischen Examina vertreten sollte, die er seinem früheren Lebensplan zufolge nicht gemacht hatte. Diese Begünstigung war in den öffentlichen Proben wohlbegründet, die er von seinen Kenntnissen nicht bloß durch die obengenannte Abhandlung, sondern auch durch mehrere Mittheilungen in Gergonne's mathematischem Journal abgelegt hatte.

Nach einer rühmlich bestandenen Magisterconferenz vertheidigte er den 19. März 1825 seine Disputation **de seriebus et integralibus definitis** nebst hinzugefügten Thesen. Er widmete sich nun ganz dem akademischen Leben und erhielt vom 1. October desselben Jahres Entlassung aus dem Kriegsdienste, wovon unsers edlen Königs Gnade schon seit 1820 ihm die für seine Studien nothwendige Freisprechung ertheilt hatte. Zum täglichen militärischen Dienst hatte er sich nie sehr geeignet gefühlt. Seine Kurzsichtigkeit war schon ein bedeutendes Hinderniß; aber schlimmer war es vielleicht, daß er während des Dienstes sich leicht in wissenschaftliche Betrachtungen vertiefte. Es macht dem Geist und der Bildung, welche im Artilleriecorps herrscht, wahre Ehre, daß sowohl seine Vorgesetzten wie seine Kameraden die Sache von der rechten Seite betrachteten und ihm die Achtung und Freundschaft, welche er auf alle Weise verdiente, fortdauernd erwiesen. Um dieselbe Zeit, wo er aus dem Kriegsdienst austrat, ward er Lector der Mathematik bei der Universität und im Frühjahr 1827 Professor. Im Jahr 1829 ward er zugleich Lehrer der Mathematik bei der polytechnischen Lehranstalt, und nach Professor Thune's Tod erhielt er zugleich den Auftrag, den studirenden Seeofficieren die höhere Mathematik vorzutragen. Im Sommer 1829 machte er wieder eine kurze Reise nach Paris.

Ungeachtet seiner kurzen akademischen Bahn hatte er doch schon vor seinem Tode zur Hebung der mathematischen Studien bei uns viel beigetragen. Vielleicht vermißte man etwas sehr in seinem Vortrage sowohl die Kraft der Stimme als auch ein gewisses Gepräge des festen Lehrerbewußtseins, welches den Eindruck verstärkt;

aber dagegen machte das Geistreiche in seiner Weise die Wissenschaft zu behandeln und die Freundlichkeit, womit er allen Denen, welche zur Wissenschaft Lust hatten, entgegenkam, eine große Wirkung. Jedoch der akademische Lehrer, der die besten seiner Schüler zu sich erhebt und ihnen wahre Liebe zur Wissenschaft einhaucht, hat das oberste Glied einer Kette ergriffen, welche Alle umfaßt. Schmidtens Schrift über das Wesen der Mathematik und ihr Verhältniß zu anderen Wissenschaften (1827) ist ein dauerhaftes Andenken an seine reifen und umfassenden Einsichten, das sich zumeist in allgemeinfaßlichen Darstellungen tiefer selbsteigener Untersuchungen zeigt. Ich hoffe, daß dieses Urtheil von Sachverständigen nicht zurückgewiesen werden wird, und wage es deßhalb zu äußern, ungeachtet ich mich dem Schein der Parteilichkeit aussetzen könnte, da der Verfasser mir die Schrift auf eine so freundschaftliche Weise zugeeignet hat. Später ließ er als Manuscript für Zuhörer ein sehr kurzes, aber höchst inhaltreiches, kleines Buch drucken, betitelt: Leitfaden bei Vorlesungen über Arithmetik und Algebra. Es sollte den Gang, den er bei dem Vortrag dieser Wissenschaften oder richtiger dieser Wissenschaft nahm, darstellen, Vorläufer eines größeren Werkes sein. Es wäre zu wünschen, daß ein von seinem Geiste durchdrungener Zuhörer ein Lehrbuch nach diesem Plan herausgäbe. Seine fortgesetzten, in's Einzelne gehenden mathematischen Forschungen theilte er nach und nach der Gesellschaft der Wissenschaften mit, deren Mitglied er 1827 geworden war.

Schmidten war einer von den Stiftern der Gesellschaft zur Herausgabe der Monatsschrift für Literatur. Er war von einem wahren Eifer für dieses Unternehmen beseelt. Einen so großen Theil der höheren Wissenschaftlichkeit, wie die Natur der Sache zuläßt, zum Gemeingut aller gebildeten Menschen zu machen, gegen Parteigeist, gegen alle Art literarischer Marktschreierei und gegen alle Erbärmlichkeit, welche sich dadurch ein Gewicht in der Literatur zu verschaffen sucht, daß sie ihre Schreibereien oft zum Druck bringt, sah er als wichtig für das Vaterland und zum Beruf eines Wissen-

schafters gehörend an. Das Vorurtheil, das sich freilich allzu wenig selbst versteht, um sich aussprechen zu können, aber deswegen nicht minder in vielen Köpfen spukt, daß man um so weniger geeignet sei, seine Mitbürger aufzuklären und zu bilden, je gelehrter man sei, ließ sich seiner Meinung nach nur durch die That widerlegen.

Hätte er länger gelebt, so würde gewiß mehr als Ein Künstler uns sein Bild bewahrt haben. Wir müssen nun suchen diesen schmerzlichen Mangel durch Worte zu ergänzen, die freilich viel zu wünschen übrig lassen, aber auch das Eine und das Andere zu sagen im Stande sind, was weder Pinsel noch Meißel ausdrückt. Vielleicht wird man um so lieber hiervon etwas erfahren wollen, weil die Aehnlichkeit, welche die Franzosen zwischen ihm und Napoleon fanden, leicht auf Irrwege führen könnte. Sein Wuchs war beinahe unter Mittelgröße, seine Haltung trug nicht das Gepräge seines früheren Standes, und beim Gehen sah er meist nieder wie Jemand, der in Gedanken geht. Sein Körper war wohlgebildet. Sein Gesicht hatte, ungeachtet seiner Aehnlichkeit mit Napoleon, etwas Mildes, Freundliches und Einnehmendes und nichts von der südlichen gelben Gesichtsfarbe, sondern das reinste nordische Roth und Weiß. Seine Augen zeugten von Feuer und Tiefsinn, aber hatten nichts von dem Gebieterischen, das man vielleicht bei einem Manne vermuthen würde, der Napoleon ähnlich sah. Seine Stimme war gut, aber nicht stark, meistens erhob er sie nicht zu der Höhe des gewöhnlichen Gesprächstones. Alle seine Bewegungen hatten etwas Stilles, ohne deßhalb langsam zu sein. Bei einer flüchtigen Bekanntschaft konnte man leicht in Versuchung gerathen, ihn für einen bloßen Büchergelehrten zu halten, der durch Lesen Muth und Kraft geschwächt habe; aber selbst bei nur geringer Aufmerksamkeit entdeckte man bald eine Weltkenntniß und einen Ueberblick, einen feurigen Sinn für alles Große und Schöne und einen Muth, es auszuführen, der zwar nicht von seinem Aeußern widersprochen wurde, aber für einen aufmerksamen Beobachter doch nicht offen darin ausgeprägt lag.

Im letzten Frühling ward unser Schmidten von einem Blut-

husten überfallen, der sogleich allen seinen Freunden Angst einflößte. Die Aerzte gaben nur schwache Hoffnung. Er reiste auf ihren Rath zuerst zu seiner Mutter und Schwester in Frederiksborg und dann, als letzter Versuch, in ein wärmeres Klima, wozu ein Besuch bei seinem Bruder, dem Kammerjunker und Regierungsrath Gottfried von Schmidten auf St. Thomas in Westindien, gewählt wurde. Die Reise war seinem Zustande wohl nicht ersprießlich, doch fühlte er sein Befinden dadurch nicht verschlimmert. Er kam den 14. Juli nach St. Croix, wo er mit der freundschaftlichsten Gastfreiheit vom Kammerjunker Oxholm auf der Plantage Hope aufgenommen wurde. Am 15., dem Tage vor seinem Tode, schrieb er noch an seine Schwester und an seinem Todestage, dem 16., sprach er noch mehrere Stunden vor seinem Ende mit seinem sorgsamen Wirth von seiner Reise nach St. Thomas. Weder die Aerzte noch sonst Jemand seiner Umgebung ahnten seinen so nahen Tod. Er fühlte sich bloß ein wenig schwerathmig und unruhig etwa Eine Stunde ehe er still und sanft entschlief. Als der liebende Bruder kam, um ihn abzuholen, war sein Körper, dem Gebrauch in dem heißen Klima gemäß, schon beerdigt.

Alle, welche ihn kannten, fühlen, daß sein Hintritt für das Vaterland, die Wissenschaft und seine Freunde gleich sehr zu beklagen ist. Lange wird sein Gedächtniß in den Herzen dankbarer Schüler und liebender Freunde fortleben.

William Christopher Zeise.

(Gedächtnißrede, gehalten in der Gesellschaft der Wissenschaften am 3. März 1848.)

William Christopher Zeise.

Gegen Schluß des vorigen Jahres ward der Gesellschaft eines ihrer wirksamen Mitglieder geraubt, unser berühmter Chemiker William Christopher Zeise, Ritter vom Danebrog und dem Nordstern, Professor der Chemie an der Universität und der polytechnischen Lehranstalt, durch deren Verwaltung er zugleich Mitglied derselben war.

Er ist am 15. October 1789 in Slagelse geboren, wo sein Vater, Frederik Zeise, Apotheker war. Seine Mutter hieß Hanne Ellene Hammond, Tochter eines Kanzleiraths Hammond, welcher an sehr starker Hypochondrie litt, die auf Viele seines Stammes überging, unter Anderen auf die Mutter unseres Zeise und auf ihn selbst. Er ward schon in seinem eilften Jahre nach einem Institut in Soröe geschickt, und wurde im Hause des bekannten satirischen Geschichtschreibers Riegels untergebracht. Dieses Verhältniß wurde jedoch früh durch den Tod dieses Mannes aufgelöst, worauf der junge Zeise, als er ungefähr dreizehn Jahr alt war, heimkehrte und in die gelehrte Schule Slagelse's kam, wo er bis zu seinem sechszehnten Jahre blieb. In seinem reiferen Alter äußerte er sich wenig zufrieden über den Unterricht, welchen er dort erhalten, und den Fortschritt, welchen er dabei gemacht hatte. Im Jahre 1805 kam er als Lehrling in die Hofapotheke in Kopenhagen, aber nach wenigen Monaten fühlte er seine Gesundheit angegriffen, und kehrte seinem Wunsche gemäß heim, um sie wieder zu erlangen.

Er hatte indessen begonnen, einige chemische und andere naturwissenschaftliche Bücher zu lesen, versuchte nach diesen verschiedene pharmaceutische Arbeiten und machte solche Fortschritte, daß er die Umgestaltung in der Apotheke seines Vaters ausführen konnte, welche die damals erschienene Pharmakopöe mit ihrer neuen Kunstsprache erforderte. Aber nun kam es zu einem entscheidenden Wendepunkte in seinem Leben, wohin ihn sein eigener vorwärtsstrebender Geist und sein kräftiger Wille führte. Er hatte Lust bekommen, nach Kopenhagen zu gehen, nicht, um wieder in eine Apotheke einzutreten, sondern um sich wirksamer und freier der Chemie widmen zu können. Er wirkte hierzu die Beistimmung seines Vaters aus, und erhielt leicht dessen fernere Einwilligung, unter meiner Leitung zu studiren, wozu er durch das Lesen einiger meiner Abhandlungen Lust bekommen hatte, auf welche er unter anderen eine besondere Aufmerksamkeit richtete, weil er wußte, daß ich, ehe ich Student ward, Pharmacie und Chemie bei meinem Vater, welcher Apotheker und ein Jugendfreund seines Vaters war, gelernt hatte. Ich finde es nicht überflüssig, hinzuzufügen, daß mein Vater in Slagelse geboren ist, wo mein Großvater Prediger war, und daß ich aus der dadurch entspringenden alten Familienbekanntschaft, welche jetzt erneuert wurde, in meinem Kreise nicht allein Nachrichten über die Familienverhältnisse unseres Zeise erhalten habe, sondern, wenn ich so sagen darf, eine Uebersicht derselben. Ich sehe mich dadurch und durch die später fortgesetzte Verbindung mit ihm in den Stand gesetzt, eine vollständigere Darstellung seines Lebens und Wirkens zu geben, als dieß für irgend einen andern möglich sein würde.

Im Herbste **1806** kam er, damals siebenzehn Jahre alt, nach seinem eigenen Wunsche zu mir ins Haus, um unter meiner Leitung seine Studien fortzusetzen. Er hatte sich bis zu der Zeit nur wenig zufrieden gefühlt, wo er gewesen war, was eine vereinte Wirkung einer ihm eigenthümlichen Gesundheitsbeschaffenheit und seines Hasses gegen jeden Zwang zu sein schien. In letzterer Beziehung fühlte er sich sehr glücklich bei mir. Ich behandelte ihn als einen jüngeren Freund und nicht als einen Untergebenen; ich sprach täg-

lich mit ihm über den Inhalt der Vorlesungen, welche er hörte, und über alle Arten anderer wissenschaftlicher Gegenstände. Es wurde ihm nun bald einleuchtend, daß er manche versäumte Schulstudien einzuholen nöthig hatte. Ich machte ihn auf keine ausdrückliche Weise hierauf aufmerksam, gab ihm auch, diesen Gegenstand betreffend, keinen Rath — es würde wahrscheinlicherweise seine Lust geschwächt haben — aber sobald er den Gedanken über solche Studien äußerte, lobte ich seinen Vorsatz, und sah nun mit Vergnügen den ausgezeichneten Fleiß, mit welchem er im Laufe von drittehalb Jahren sich solche Kenntnisse erwarb, daß er im October 1809, nach dem gehörigen Examen, Student wurde. Während er die zu diesen Studien nöthigen Lehrer besuchte, blieb er doch beständig unter meiner Aufsicht. Ich suchte besonders durch wissenschaftliche und bildende Gespräche auf ihn zu wirken, und fand, daß ich ihn am meisten lehrte, indem ich mich hütete, wie man es nennt, ihn belehren zu wollen. Meine Abgeneigtheit, zu schulmeistern, und seine, sich schulmeistern zu lassen, stimmten gut mit einander. Auf diese Weise bereitete er sich also dazu vor, ein selbstständiger Pfleger der Wissenschaften zu werden.

Das Jahr, in welchem er sich zum philosophischen Examen vorbereitete, konnte nur einen sehr vortheilhaften Einfluß auf seine fortgesetzte Bildung haben, nicht allein durch die Wissenschaften, in welche er jetzt eingeführt oder weiter geführt wurde, sondern auch durch den akademischen Umgang. Das erste Jahr auf der Universität hat diese Wirkung im Allgemeinen auf die Studirenden; aber für ihn fand sich in mehr als einer Hinsicht größere Veranlassung hierzu. Er fand bei den Vorlesungen, welche die in den Schulen begonnenen Studien fortsetzten, Vieles nachzuholen, was er auch mit seinem kräftigen Fleiße in einem bedeutenden Umfange wirklich that. Der akademische Umgang mit den jungen Studirenden, welcher immer viel Belebendes und Bildendes hat, besaß diese Eigenschaft in seinem ersten Jahre in hohem Grade, indem ungewöhnlich viele vorzügliche junge Leute zur Universität kamen. Um daran zu erinnern, will ich einige dem Alphabet nach nennen, indem ich hoffe,

daß man von dieser Aufzählung nicht mehr fordern wird, als was sie beabsichtigt, und daß man am wenigsten verlangen wird, daß kein Auslassungsfehler begangen sein sollte. Ich nenne nun: Bredsdorff, Clausen, David, Heiberg, Rosenvinge, Lemming (der Philologe, welcher in Madrid starb), Lunding (welcher früh als Professor der Pharmakologie starb), Thriege (ein ausgezeichneter Lehrer der Geschichte an der Schule zu Roeskilde). Freilich lag es nicht in der Natur unseres Zeise, leicht den Eindruck der Umgebung aufzunehmen, er war weder sehr mittheilend, noch gab er sich leicht den Mittheilungen Anderer hin, aber wo er auf einen Gedanken stieß, welcher ihn ansprach, so wurde er tief in seinen festhaltenden Sinn eingeprägt. Später erhielt er einen Platz auf Walkendorffs Collegium und traf dort mit Ingemann, Estrup, Bredsdorff und Lemming zusammen, und pflog wenigstens Umgang mit den drei Ersten und mit verschiedenen tüchtigen jungen Leuten, welche sich häufig auf diesem Collegium trafen.

Im Anfang seiner akademischen Laufbahn hatte Zeise die Absicht, Medicin zu studiren, aber er gab dieselbe bald auf und widmete sich ganz der Chemie. Um nicht einer jeglichen sicheren Aussicht eines mit dieser Wissenschaft stimmenden Lebensweges zu entbehren, unterwarf er sich 1815 dem pharmaceutischen Examen, welches mit vieler Ehre zu bestehen ihn seine Kenntnisse und seine Bildung in den Stand setzten. Nachdem er sich später der Magisterconferenz unterworfen hatte, erwarb er sich im October 1818 den philosophischen Doctor- und Magistergrad, welche damals zusammen ertheilt wurden. Die Abhandlung, welche er für den Grad vertheidigte, handelte über die Wirkung der Lungen auf den Zucker, eine Abhandlung, in welcher man schon den selbstdenkenden Experimentator sah.

Im Jahre 1818 trat er eine Reise ins Ausland an und hielt sich ungefähr ein halbes Jahr in Göttingen auf, wo er Strohmeiers Unterricht benutzte, und ein Jahr in Paris, wo er sich besonders von Thenard's Vortrag angezogen fühlte. Er traf in

Paris mit Berzelius zusammen, welchen er mit Recht bewunderte, und der viel Wohlwollen für den jungen dänischen Chemiker faßte und beständig fortfuhr, Achtung und Freundschaft für ihn zu hegen. Als Zeise gegen Schluß des Jahres 1819 heimkehrte, waren seine Aussichten, eine Anstellung an der Universität zu erhalten, wenig günstig, obschon sie keinen besonderen Lehrer der Chemie hatte und er der einzige unserer jungen Wissenschafter war, welcher sich ausschließlich diesem Fache gewidmet hatte. Ungeachtet noch nicht mehr als dreißig Jahre seit jener Zeit verflossen sind, so stellen sich doch die Wenigsten kaum vor, wie wenig damals bei unseren Universitätseinrichtungen für die Naturwissenschaft gesorgt war. Um diesen Theil der Geschichte unserer Wissenschaft in dem rechten Zusammenhange zu sehen, müssen wir etwas weit in die Zeit zurückgehen. In der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts stand unsere Universität, sowohl hinsichtlich der Naturwissenschaft, als auch in anderen Wissenschaften, auf einem hohen Punkte. Aber nach diesem für unsere Universität ehrenvollen Zeitraume folgte eine lange Erschlaffung. Christian VI. that nicht wenig, um die Universität wieder zu heben, aber die Naturwissenschaft wurde bei diesem Bestreben zurückgesetzt. Um der theologischen Facultät einen Professor mehr zu geben, welcher gewiß nicht überflüssig war, legte man die Professur der Physik nieder, und es wurde angeordnet, daß diese Wissenschaft entweder von einem Mediciner oder von einem Mathematiker vorgetragen werden sollte. Kratzenstein trug die Physik als Mitglied der medicinischen Facultät vor, ihm folgte Aasheim, welcher derselben Facultät angehörte. In der Chemie hatte man keinen Professor; Mineralogie und Zoologie hatten zusammen nur einen. In meinen ersten akademischen Jahren erhielt freilich die Universität einen Professor der Chemie, aber nicht in Folge ihrer Einrichtungen. Der Hofapotheker Becker erbot sich, Vorlesungen über Chemie zu halten, wofür er freilich den Professortitel erhielt, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß daraus kein Recht zur Besoldung oder zu anderen, den Professoren zufallenden Vortheilen erwachse. Erst im Jahre 1806

begehrte und erhielt Becker seinen Abschied, und da man wünschte, daß der Astronom Bugge, welchem es übertragen war, Vorlesungen über Physik zu halten, abgelöst werden sollte, weil er, der niemals diese Wissenschaft zu seinem Hauptfache gemacht hatte, sich nun gar zu fremd in den damals neuen antiphlogistischen und galvanischen Entdeckungen zeigte, so wurde hierin eine Veränderung gemacht, welche aber doch nicht vollständig war. Freilich erhielt die Physik nun ihren eigenen Professor, wozu ich, der ich seit 1800 Adjunct der Pharmacie gewesen war und zugleich Vorlesungen über Physik und Chemie gehalten hatte, gewählt wurde; aber man ernannte bei dieser Gelegenheit keinen eigenen Professor der Chemie, sondern trug mir auch auf, diese vorzutragen. Eine solche Verbindung war damals gewiß nicht so unrathsam als jetzt, wo beide Fächer einen vielleicht verdoppelten Umfang erhalten haben, aber es konnte dennoch nicht wünschenswerth sein. Ich muß noch den Gehalt dieses Doppelamtes nennen, denn er bezeichnet die Zeitverhältnisse — er betrug 400 Reichsbankthaler (300 Thaler Courant). Hierzu kam noch, daß die Universität keine Instrumentensammlung besaß. Ich hatte einige Instrumente geliehen erhalten, für welche ich selbst Räumlichkeit schaffen mußte. Einige Jahre später bestritt die Universität die Miethe für die Instrumente; erst im Jahre 1824 ward dieser Uebelstand theilweise gehoben. Man wird aus allem diesem abnehmen, daß es für Zeise schwierig gewesen sein mußte, Anstellung zu finden. Ich schlug deshalb der Finanzverwaltung, welche in jener Zeit oft dem Mangel der Universität abhalf, vor, Zeise eine jährliche Unterstützung zu bewilligen, um chemische Uebungen anzustellen. Die Hilfsmittel, welche man ihm hierzu bieten konnte, waren nur gering. In dem für die physikalische Instrumentensammlung gemietheten Hause hatte ich eine Küche in ein sehr dürftiges chemisches Laboratorium umwandeln müssen. Den Gebrauch von allem diesem theilte ich nun mit ihm, so daß wir uns sogar mit Einem Aufwärter bei unseren sämmtlichen Experimenten begnügten. An den größeren Laboratoriumsgegenständen war diese Einrichtung arm, dagegen hatte die Instrumentensamm-

lung Gewichte und Einrichtungen, das specifische Gewicht zu bestimmen, Luftpumpen und chemische Luftapparate, elektrische und galvanische Apparate, deren Gebrauch ich ebenfalls mit ihm theilte. Jeder, welcher eine solche gemeinschaftliche Benutzung kennt, wird die Beschwerlichkeit derselben für beide Theile einsehen; jedoch einigten wir uns sehr gut, so lange dieser Zustand dauerte, nämlich während fünf Jahren. Zeise brachte durch seine Thätigkeit unser kleines Laboratorium bald in einen erträglichen Stand und benutzte zugleich das Laboratorium und die Sammlung, um Vorlesungen zu halten. In diesem Laboratorium entdeckte er im Frühjahre 1822 die Xantogensäure, worüber er eine Abhandlung bei unserer Gesellschaft einreichte, welche in die Schriften derselben aufgenommen und mit der silbernen Medaille belohnt wurde. Kurz darauf wurde es ausgewirkt, daß die Chemie ihren eigenen Professor an der Universität erhielt, zu welchem Zeise ernannt wurde. Er setzte seine chemischen Untersuchungen unermüdlich fort und theilte unserer Gesellschaft seine Resultate mit, sowohl ehe er Mitglied ward, als auch nachdem er unter uns aufgenommen worden war, was 1825 geschah. Ein Jahr vorher hatte er einigen Vortheil hinsichtlich der wissenschaftlichen Hilfsmittel erreicht. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß wir, sowohl jetzt als später, in Betreff der Mittel zu den experimentalen Wissenschaften in Verbindung mit einander bleiben mußten, obgleich nicht innerhalb so enger Grenzen wie früher. Als ich in Folge der eingeführten Ordnung an der Universität eine Professorwohnung erhielt, so wurde in derselben für Raum zu den physikalischen Instrumenten und für das Laboratorium Sorge getragen. Zeise bekam nun ein eigenes Laboratorium. Bei Errichtung der polytechnischen Lehranstalt, an welcher er selbst Theil nahm, erhielt er es bedeutend erweitert, obgleich nicht in dem Grade, wie wir es wünschten. In Folge seiner Stellung bei der Verwaltung hatte er die Wahl zwischen dem Platz, welcher dem zweiten Laboratorium der Lehranstalt eingeräumt wurde, und zwischen der Erweiterung des alten, aber er zog letzteres vor; ich glaube

beinahe, daß eine Vorliebe für den Ort, wo er so gewohnt war, zu wirken, einigen Theil daran hatte.

Diese Lehranstalt gab ihm eine sehr erweiterte Wirksamkeit. Die chemischen Uebungen wurden nun für beiweitem Mehrere nothwendig und wurden mit viel größerem Fleiß und Ernst benutzt. Seine Forderungen an Genauigkeit, Ordnung und Fleiß bei den Arbeiten waren streng, aber natürlich für Diejenigen nützlich, welche seinen Unterricht genossen. Er bemühte sich, sie an Nachdenken und selbstständige Arbeit zu gewöhnen, indem er es ihnen nicht so häufig als sie es wollten erlaubte, Fragen an ihn zu richten; doch milderte er in den späteren Jahren mit Recht die Anwendung dieses Grundsatzes sehr, welche leicht manche wichtige Gelegenheiten zu bildenden Gesprächen mit den Zuhörern abschneiden kann. Von **1835** an begann für ihn eine lange Reihe von Krankheitsjahren, welche ihn dazu nöthigten, seine Berufsgeschäfte an der polytechnischen Lehranstalt durch Andere ausführen zu lassen, welches man auf verschiedene Weise so einrichtete, daß er theils gar keine Ausgaben davon hatte, theils sehr geringe. Während langer Zeit fürchtete er, daß er niemals wieder im Stande sein würde, seine Geschäfte aufzunehmen; aber im Jahre **1839** begann er sich etwas stärker zu fühlen, so daß er sie wieder anzutreten wagte, jedoch mit der Beschränkung, daß gegen eine Abgabe von **200** Reichsthalern ein Theil derselben, nämlich die Vorlesungen über die technische Chemie der organischen Stoffe und die Ausarbeitung der damit zusammenhängenden Bedenken, einem Andern, unserem Kollegen E. A. Scharling übertragen wurde. Darauf konnte unser Zeise sich freier den ihm so lieben chemischen Untersuchungen überlassen und erfreute sich einer seltener unterbrochenen Gesundheit. Nur im Jahre **1842** hatte er einen Anfall, welchen man für sehr gefährlich hielt.

Ungeachtet Zeise's Arbeiten, sowie die anderer Chemiker, sich über vielfältige Gegenstände zerstreuten, je nachdem der Gang der Wissenschaften und die Berührung, worin gewisse Aufgaben mit seinen Unternehmungen kamen, es mit sich brachten, so kann

dennoch eine gewisse Einheit in dem größten Theile seiner Untersuchungen nachgewiesen werden. Er hatte, wenn ich so sagen darf, den Schwefel zum Mittelpunkte derselben gemacht, aber nicht das Verhältniß des Schwefels in allen Richtungen, sondern die Klasse von Zusammensetzungen, welche er mit vielen Bestandtheilen zusammen bildet, und welche zugleich die Eigenschaft besitzen, mit Leichtigkeit eine chemische Scheidung oder Umbildung zu erleiden. Diese Zusammensetzungen sind diejenigen, welche am nächsten mit den Bestandtheilen der organischen Natur verwandt, oder sogar wirklich mit ihnen gemeinschaftlich sind. Die Untersuchung derselben, deren große Wichtigkeit leicht in die Augen fällt, hat in unserem Zeitalter zugleich zu Fragen veranlaßt, deren Beantwortung Hauptgegenstände für die Theorie der Chemie auf dem gegenwärtigen Standpunkte sein müssen, und deßhalb in den letzten dreißig Jahren die meisten Chemiker in Thätigkeit gesetzt haben. Es war schon schwierig, die Mengeverhältnisse, welche zwischen den Grundstoffen stattfinden, die in diesen Zusammensetzungen enthalten sind, aufzuspüren, weßhalb man denn eifrig strebte, den hierher gehörenden Theil der Untersuchungskunst zu der größtmöglichsten Vollkommenheit zu bringen, und Zeise nahm mit Glück an diesem Streben Theil; aber dennoch hat die Wissenschaft, wenn diese Verhältnisse gefunden sind, weit schwierigere Fragen aufzustellen. Aus denselben Bestandtheilem und in denselben Mengeverhältnissen werden Zusammensetzungen höchst ungleicher Natur gebildet; man kann alsdann mit Sicherheit sagen, daß ihr Unterschied auf etwas Eigenthümlichem in der Verbindungsweise ihrer Grundstoffe beruhen muß. Man hat als die bis auf Weiteres wahrscheinlichste Vermuthung angenommen, daß die chemischen Grundtheile, welche man auch die chemischen Atome nennt, in solchen Verbindungen auf verschiedene Weise zusammengefügt, so daß sie nicht sämmtlich unmittelbar zu einem Stoff vereinigt sind, sondern erst unter einander gewisse Gruppen gebildet haben, welche als eigene Zusammensetzungen betrachtet werden können, und als solche Bestandtheile eines mehr verwickelten Ganzen ausmachen. Auf diese Weise werden

aus 2 Atomen Kohlenstoff, 8 At. Wasserstoff, 4 At. Stickstoff und 2 At. Sauerstoff, zwei Stoffe von sehr ungleichen Eigenschaften gebildet, nämlich der Urinstoff und cyansaures Ammoniumoxyd. Um mich nicht über alle die Vorstellungsweisen zu verbreiten, welche man sich hierüber bilden kann, will ich nur erwähnen, daß man in der einen dieser Verbindungen sich 2 Atome Stickstoff, 8 At. Wasserstoff und 1 At. Sauerstoff auf eine eigenthümliche Weise zu Ammoniumoxyd zusammengefügt, und 2 Atome Kohlenstoff, 2 At. Stickstoff und 1 At. Sauerstoff, zu Cyansäure verbunden, denkt, aus welchen man sich alsdann ein Salz gebildet, vorstellt. Es muß eingeräumt werden, daß diese Vorstellungen über die Zusammenfügung, die sogenannte rationelle Formel derselben, nur auf Vermuthungen gegründet ist, und daß man oft dahin kommt, sie zu verändern, wogegen die Mengeverhältnisse der Grundstoffe das zunächst durch die Erfahrung Gegebene ist, welches durch die sogenannte empirische Formel ausgedrückt wird, aber dennoch wird die hier behandelte Zusammenfügung, selbst wenn man später findet, daß sie einigen Irrthum enthält, ein Mittel sein, verwandte Stoffe zusammenzustellen, ungeachtet man noch nicht den wirklichen inneren chemischen Bau derselben kennt, und sie wird eine Richtschnur zu fortschreitendem Eindringen in ihre chemische Natur sein; denn Wahrheit entspringt, wie ein bekannter Ausspruch Baco's lautet, leichter aus Irrthum als aus Verwirrung. An dem Bestreben dieses Zeitalters, Ordnung in jenen verwickelten Zusammensetzungen zu finden, nahm Zeise mit vieler Tüchtigkeit Theil. Man führte unter Anderem einen langen Streit über die Weise, in welcher die Bestandtheile der Aetherarten zusammengefügt sind. Die Verbindungsgesetze, von welchen hier die Frage sein konnte, boten sich auch bei einer Reihe von Schwefelverbindungen, welche er untersuchte, zur Entscheidung. Er wirkte mehr auf die chemische Wissenschaftwelt, als sie auf ihn wirkte, und trug nicht wenig dazu bei, Licht in die Sache zu bringen. Die Vorstellungsweise, bei welcher er endlich stehen blieb, und die

einen mit den verwandten Wissenschafttheilen gut stimmenden Ueberblick giebt, ist folgende:

Xantogensäure kann man sich vorstellen als eine Verbindung zweier Atome Schwefelkohlenstoff und eines Atoms Aether.

Das Merkaptan als Wasserstoffsulfid, Schwefel-Aethyl, indem man das Aethyl aus 4 Atomen Kohlenstoff und 10 Atomen Wasserstoff bestehend, annimmt.

Thialoel kann man als Aethyl-Doppelschwefel betrachten.

Die besonderen Namen, welche er diesen Stoffen gab, sind jetzt weniger nothwendig, da man sie, wenn auch hypothetisch, nach ihrer Zusammensetzung benennen kann.

Von anderen, theils nicht weniger wichtigen Stoffen, welche er bei diesen Untersuchungen fand, will ich noch nennen:

Urinschwefel, Ammoniumschwefel, Doppelschwefelwasserstoff, Schwefelcyan, Teufelsdreckől, welches ebenfalls eine Schwefelverbindung ist.

Einige Platinverbindungen kamen auch auf eine eigenthümliche Weise in diese Untersuchungen hinein. Er fand nämlich Veranlassung, eine Untersuchung über die Wirkung des Weingeistes auf Chlorplatin anzustellen, und fand dabei einen Stoff, in welchem das Elayl (4 Atome Kohlenstoff, 8 Atome Wasserstoff) mit Chlorplatin vereinigt war.

Dieß gab ihm Veranlassung zu anderen Untersuchungen, welche ihn auf die Entdeckung einer Verbindung zwischen Aceton und Chlorplatin und mehrerer daraus entspringenden Entdeckungen führte.

Ueber die Vereinigung des Phosphors mit Aceton-Aether und Weingeist stellte er viel Untersuchungen an, welche mit den schon erwähnten in Verbindung standen, und die wichtige, wenn auch nur vorläufige Resultate gaben, welche zu vollenden ihm nicht vergönnt war.

Außer diesem größeren und mehr zusammenhängenden Untersuchungskreise gab er uns eine lehrreiche Abhandlung über diejenigen

Stoffe, welche bei der Destillation des Tabaks entwickelt werden, wobei er entdeckte, daß derselbe Buttersäure enthielt.

Ebenfalls stellte er uns das Carotin dar, einen Stoff, welchen man in der Carotte findet.

Ich muß hier noch manches Andere übergehen, da ich mich auf einen allgemeinen Ueberblick zu beschränken habe.

Seine Untersuchungen zeichnen sich im hohen Grade durch die gewissenhafteste Genauigkeit aus und haben deßhalb in der wissenschaftlichen Welt einstimmiges Vertrauen gewonnen. Sie nehmen in allen Lehrbüchern, in welchen dahingehörige Gegenstände verhandelt werden, einen ehrenvollen Platz ein. Der ihm dafür zukommende Ruhm ist deßhalb auch nicht ausgeblieben.

Vielleicht verdient es noch bemerkt zu werden, daß seine Untersuchungen über Schwefel und Phosphorverbindungen einen höchst widerlichen Geruch mit sich führten und seinen Arbeitsraum mit Dünsten anfüllten, welche ihm gewiß schädlich waren; aber dieß schreckte ihn nicht davon ab, seine Arbeiten Tag für Tag während vieler auf einander folgender Jahre fortzusetzen.

Seine Vorlesungen fanden nicht allgemeine Anerkennung. Nicht durch Stärke und Biegsamkeit der Stimme, noch durch klare Anschaulichkeit des Vortrags, sollte er Beifall gewinnen, aber desto größeres Lob verdiente er für die Gründlichkeit und Ordnung der Behandlung und für die Deutlichkeit, welche der Vortrag dadurch für den hinreichend Aufmerksamen erhielt. Derjenige, welcher sich recht bemühte, Chemie zu lernen, fand sich deßhalb durch die Vorlesungen unseres Zeise sehr gefördert. Unter anderen hatte er Vorlesungshefte über die chemische Analyse der organischen Stoffe ausgearbeitet, in welchen er diesen, durch die Mannigfaltigkeit seines Inhalts und durch sein unaufhörliches Fortschreiten so schwierigen Theil der Wissenschaft, auf eine Weise behandelt, welche nicht allein die Anerkennung der Studirenden verdiente, sondern mit Ruhm von Männern besprochen wird, welche sonst aus den besten Quellen schöpfen können.

Seine Lehrbücher tragen nicht weniger das Gepräge der Gründ-

lichkeit. Der erste Band seiner Chemie, welcher 1829 erschien, und welcher leider nicht fortgesetzt wurde, verdient schon dieses Lob, und noch mehr muß es seinem Lehrbuche der Chemie der organischen Stoffe gezollt werden, einem Werke, welches erst nach seinem Tode erschien. Es wird gewöhnliche Leser nicht anlocken, aber Derjenige, welcher nach demselben zu arbeiten versucht, wird finden, daß er hier einen besonders erfahrenen Führer hat, welcher nicht etwas von Dem zu sagen versäumt, was zum glücklichen Ausfall der Arbeiten gehört. Durch diese eigenthümliche Brauchbarkeit zeichnet es sich vor einer großen Anzahl berühmter ausländischer Werke aus.

Die Verdienste unseres Zeise wurden vom König Friedrich VI. mit dem Ritterorden des Danebrog und von dem König von Schweden, Karl Johann, mit dem Nordsternorden geehrt, welcher letztere ihm ertheilt wurde, als er 1842 in Stockholm an der skandinavischen Naturforscherversammlung Theil nahm.

Er ward am 12. Novbr. 1847 aus seinem wirksamen Leben abgerufen.

Henrik Steffens.

(Gedächtnißrede, gehalten in der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften am 6. März 1846.)

Henrik Steffens.

Unser berühmter Landsmann Henrik Steffens hat im Laufe des vorigen Jahres seine irdische Bahn beendet. Als Lehrer an den Universitäten eines fremden Landes war er mehr denn vierzig Jahre der unmittelbaren Thätigkeit für das Vaterland entrückt, und wir mußten ihn deshalb unter unsere ausländischen Mitglieder zählen; aber er gehörte uns doch mit ganzem Herzen. In ihm erblickte man ein leuchtendes Beispiel einer nie erloschenen Vaterlandsliebe im Verein mit wahrer und warmer Hingebung an das Land, in welches die Vorsehung ihn berufen hatte. Wenn dieß nun auch eine bekannte Thatsache ist, so möge es mir doch erlaubt sein, meinen Gefühlen zu genügen, indem ich mich hier auf meine eigene Erfahrung berufe; denn ich war vielfach Zeuge der lebendigsten Aeußerungen seiner dänischen wie deutschen Gesinnung, die beide oft bei ihm den beredtsten Ausdruck fanden und nie mit einander in Streit geriethen.

Es wiederfuhr Steffens, was so vielen anderen ausgezeichneten Männern wiederfahren, daß sie von Einigen einseitig gelobt und von Anderen ebenso einseitig getadelt wurden. Wenn ich nun hierauf sogleich die Aufmerksamkeit lenke, so geschieht dieß, weil ich, in Folge der besonders großen Meinungsverschiedenheit über diesen ungewöhnlichen Mann, von beiden entgegengesetzten Seiten Mißbilligung zu gewärtigen habe, indem ich mich von beiden Extremen fern zu halten bestreben werde. Ich wünsche indeß nicht so

verstanden zu werden, als sei es meine Ansicht, das Richtige zu treffen, indem ich einen Mittelweg zwischen beiden suche. Nein, die Wahrheit will ich suchen; ich will redlich streben, Das zu bezeichnen und hervorzuheben, wodurch er sich gerechte Bewunderung erwarb. Die treue Ausführung dieser Absicht wird dahin führen, die Grenzen zu zeigen, innerhalb welcher er glänzte, und dadurch wird zugleich angedeutet sein, was außerhalb derselben lag; die Wahrheit wird dann, wie gewöhnlich, den Mittelweg treffen.

Steffens war am 2. Mai des Jahres 1773 geboren. Er bemerkt selbst, daß seine Geburt auf denselben Tag fiel, wie Novalis' und drei Wochen vor Ludwig Tieck's, mit welchen Beiden er in geistiger Beziehung so genau übereinstimmte. Sein Geburtsort war Stavanger, wo sein Vater damals als Regimentschirurg wohnhaft war. Er verbrachte jedoch nur seine sechs ersten Kinderjahre in Norwegen, denn sein Vater wurde bereits im Jahre 1779 nach Helsingör versetzt. Indessen hatte unser Steffens durch die innerhalb dieser Jahre stattgefundene erste Versetzung seines Vaters von Stavanger nach Drontheim und die dadurch verursachten Reisen einen Theil von Norwegen gesehen und davon einige Jugendeindrücke bewahrt. Aber seine eigentliche Erziehung genoß er in Helsingör, Roeskilde und Kopenhagen. Sein Vater war ein Deutscher, seine Mutter dagegen eine Dänin, eine geborne Bang, aus welcher Familie viele tüchtige Männer hervorgegangen sind und die ihren Ursprung von Esbern Snare*) herzuleiten vermag. Er gehörte somit durch die Mutter und die Erziehung Dänemark, durch den Vater und einen großen Theil seines spätern Lebens aber Deutschland an. Legt man viel Gewicht auf den Geburtsort, so muß man noch Norwegen einen besondern Anspruch auf ihn einräumen; aber besser würde doch dieses Land seine Ansprüche auf die Liebe begründen, welche er für dasselbe hegte, und die Freundschaft, die ihn mit vielen seiner Söhne verband. Man sieht somit, daß er von Anbeginn mehreren Ländern angehörte und nach verschiedenen Richtungen hin

*) Bruder des bekannten Bischofs Absalon (ungefähr ums J. 1150).

gezogen ward, jedoch stets innerhalb der Grenzen des großen Völkerstammes, der sowohl Skandinavien wie Deutschland umfaßt.

Das Jugendalter unseres Steffens fiel in den Anfang der großen Gährungszeit, die den Uebergang vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert bildete. Er war sechszehn Jahre alt, als die französische Revolution ausbrach, die so viele der glücklichen Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts verwirklichen, aber auch durch abschreckende Beispiele gegen seine Verirrungen warnen sollte. Aber diese Zeit war nicht allein eine politische Gährungsperiode; es ging durch sie eine Mannigfaltigkeit geistiger Bewegung, welche uns näher vor Augen zu stellen wir bei der Betrachtung von Steffens' Leben aufgefordert werden. Doch wird es erst nothwendig sein, einen Blick, wenn auch nur einen flüchtigen, auf die äußerlichen Begebenheiten seiner Jugendjahre zu werfen. Mit Ehren wurde er im Jahre 1790 Student und lenkte sogleich sowohl seiner geistigen Befähigung als seiner Persönlichkeit wegen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Daß er befreundet wurde mit den begabtesten jungen Männern seiner Zeit, z. B. mit den ihm mütterlicherseits verwandten Gebrüdern Mynster, daß er sich die Gewogenheit berühmter Lehrer, wie Wahl's, erwarb, daß er bereits Beifall durch Jugendarbeiten gewann, daß würde für die Meisten eine Auszeichnung sein, in Bezug auf Steffens gehörte es zur Ordnung der Dinge.

Kurz nachdem er sein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, sandte ihn die naturhistorische Gesellschaft nach Bergen. Er selbst hat uns erzählt, daß er um diese Zeit mehr die mächtige Gährung des jungen Geistes fortsetzte, als daß er bedeutende Ausbeute für die Naturwissenschaft machte. Eine wichtige Ausbeute gewann und behielt er doch aus dieser Sendung, nämlich die Anschauung einer großartigen Natur, die er uns erst viele Jahre später vor Augen führte. Was er aber von Naturerzeugnissen gesammelt hatte, wurde durch einen Schiffbruch vernichtet, der ihn in einem sehr verlassenen Zustande an die Ufer der Elbe warf. Wir wollen uns hier nicht bei den Widerwärtigkeiten aufhalten, die er jetzt eine Zeitlang zu bestehen hatte; es möge genügen, daß er dieselben durch-

kämpfte und nach Kiel gelangte, wo er sich Männer wie Fabricius und Hensler gewogen machte, sich im Jahre 1797 den philosophischen Doctorgrad erwarb, Vorlesungen hielt und in seiner Entwickelung sowohl durch Geistesarbeiten als durch Umgang vorwärts schritt. Hensler empfahl ihn hierauf Bernstorff und Schimmelmann, um ihm ein Reisestipendium zu verschaffen, was denn auch glückte. Steffens besuchte aus dieser Veranlassung Kopenhagen, und trat dadurch zu Schimmelmann in nahe Beziehung. Dieser geistreiche, für alles Große und Schöne schnell erglühende Mann behandelte ihn mit einem vertrauten Wohlwollen, welches Das weit überstieg, was Steffens in seinem Alter und in seiner Stellung hätte erwarten dürfen, jedoch ganz mit der wohlbekannten Denkungsweise dieses edlen Mannes und dem Leben übereinstimmte, das in dem durch ihn und seine geistreiche Gattin beseelten Kreise herrschte.

Wir wollen jetzt unsere Aufmerksamkeit auf den literarischen Schauplatz lenken, den Steffens durch seine Reise ins Ausland betrat. Es war Deutschland. Die Uebergangsperiode vom achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert hatte in Frankreich eine praktische, in Deutschland dagegen eine theoretische Richtung genommen. Der thätige Zerlegungsgeist der neueren Jahrhunderte, der so viele Vorurtheile gestürzt, so viel Dunkel zerstreut, hatte in seiner Entartung auf vielfache Weise den menschlichen Geist beschränkt, wenn er auch denselben in vielen anderen Beziehungen erweitert hatte. Er hatte Religion und Poesie angegriffen und selbst in der Wissenschaft einen Hang, Dasjenige zurückzuweisen, herbeigeführt, welchem irgend ein Schein des Uebernatürlichen anhaftete. Aber die Ausschweifungen, zu welchen die Wirksamkeit des Geistes eine Zeitlang verleitet hatte, fanden ihre Heilung in der Quelle, der sie entsprungen waren. Neue Richtungen begannen überall sich in Religion, Wissenschaft und Dichtkunst geltend zu machen; es entstand eine große geistige Gährungsperiode. Jena und das naheliegende Weimar bildeten gewissermaßen den Vereinigungspunkt dieser neuen Bestrebungen. In Jena waren Fichte, Schelling, A. W. Schlegel Professoren, Friedrich Schlegel Docent, J. W. Ritter, der im Jahre

1797 seinen „Beweis, daß ein beständiger Galvanismus den Lebensprozeß begleitet", veröffentlicht hatte und im Laufe der darauf folgenden Jahre sich noch ferner berühmt machte, übte eine nicht geringe Wirkung aus. In Weimar lebten Goethe und Schiller. Novalis, Tieck, Schleiermacher besuchten häufig diese Orte oder standen mit ihren berühmten Männern in Briefwechsel.

Hier war es, wo Steffens sich vom Herbste 1798 bis zum Frühjahr 1799 aufhielt und Umgang mit jenen merkwürdigen Männern pflog. Mit Schelling jedoch trat er in die innigste Verbindung und war von den Pflegern der Naturwissenschaften der erste, der zu ihm übertrat, jedoch nicht als bloßer Schüler; er wurde fast sogleich Schelling's Freund und thätiger Mitarbeiter.

Durchdrungen von der neuen Philosophie ging er nach Freiberg, wo er sich Werner's Gunst gewann und seine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde" ausarbeitete. Dieses Buch beurkundete eine schöne im Charakter der neueren Naturphilosophie gebildete Auffassung der Geologie der damaligen Zeit und war mit dem Geiste und der Beredsamkeit geschrieben, die Steffens stets auszeichneten. Es enthält viele dreiste und scharfsinnige Gedanken, die viel Aufmerksamkeit erregten und auch nicht ohne Wirkung auf seine zahlreichen Leser blieben; aber indem wir jetzt nach fast einem halben Jahrhundert darauf zurückschauen, müssen wir uns gestehen, daß es die Wissenschaft nicht mit einer so reinen Ausbeute bereichert hat, daß dieselbe hier hervorgehoben zu werden verdiente. Es sei mir bei dieser Gelegenheit erlaubt, die Betrachtung auf das Mißverhältniß zu lenken, das in jener Zeit zwischen Philosophen und Naturforschern stattfand, und das sich noch oft erneuert. In der Stimmung, in welche man versetzt wurde, wenn man sich auf den höchsten Standpunkt erhob, ließ man sich zu einer verführerischen Geringschätzung der Erfahrungswissenschaften hinreißen, dazu gebracht theils durch die wirklichen Mängel derselben, theils durch den Mangel an philosophischer Bildung, an welcher die Vertreter derselben oft litten. Aber man hütete sich nicht genug, um nicht durch die von der Philosophie und der Anschauung der Zeit abweichenden

Ausdrücke irre geleitet zu werden, in welchem die gangbaren Theorien vorgetragen wurden. Man war der Ansicht, daß man in den Erfahrungswissenschaften nur mit dem aufgesammelten Stoffe zu thun habe, und daß man die Theorien als bedeutungslos betrachten könne. Aber man übersah, daß Dasjenige, was man in den Erfahrungswissenschaften Theorie nennt, eigentlich der durch denkende Anschauung des Erfahrenen gefundene Zusammenhang ist, mit anderen Worten die Darstellung der Weltgesetze, die sich in einem gegebenen Erfahrungskreise offenbaren. Der sinnliche Ausdruck dieser Theorien wird zwar nie von dem Gepräge der Verirrungen und Einschränkungen befreit sein, welche die Zeit beherrschten, in welcher sie gebildet wurden, und auch nicht von dem Zwange, den die Sprache der Darstellung des Gedankens auferlegt, einen Zwang, den nur die immer fortschreitende Bildung allmälig zu heben vermag; aber man wird stets diese Theorien mißverstehen, wenn man sie von den Erfahrungen trennt, welche sie darlegen sollen, und man wird nicht weniger die von der Wissenschaft aufgestellten Erfahrungen in einem falschen Lichte auffassen, wenn man sie ohne Bezugnahme auf die Theorie betrachtet, die ihre Zusammenstellung geleitet hat. Will man den Stoff nicht aus der Natur selbst, sondern bei den Erklärern derselben entnehmen, so darf man niemals vergessen, daß dieselben die gewählte Zusammenstellung mit benutzt haben, um ihre Auffassung der Gegenstände auszudrücken. Uebersieht man dieß, so nimmt man Farbenflecke für ein Bild.

Man wird leicht errathen, daß dieß nur zum Theil auf unsern Steffens angewendet werden kann, der sich bereits der Erfahrungsnaturwissenschaft hingegeben hatte, ehe er der neuen philosophischen Schule angehörte; aber es ist doch ihm und mehreren der ausgezeichnetsten Köpfe, die ähnliche Vorbereitung gemacht hatten, wiederfahren, daß sie von einem höheren Aufschwung hingerissen wurden, ehe sie ganz die Bedeutung der Erfahrungsnaturwissenschaft durchschaut oder sich eine wahre Selbstständigkeit in der sinnlichen Naturauffassung erworben hatten. Das was so viele außergewöhnliche Geister irre geleitet hat, muß zur Warnung hervorgehoben

werden. Es giebt zu jeder Zeit genug, die einer solchen bedürfen. Ich wage deshalb noch auf das Zeugniß hinzuweisen, das die Geschichte der Wissenschaft in der Sache abgelegt hat. Jene kühnen Geister, die mit so großer Zuversicht den Standpunkt gefunden zu haben glaubten, von welchem aus die Wahrheit entdeckt werden sollte, haben der Masse unserer Naturkenntniß fast nichts Neues hinzugefügt; aber wie viele und umfassend sind nicht die Entdeckungen, die indessen auf dem Wege der Erfahrungsnaturwissenschaft gemacht sind? Die Geologie hat seit jener Zeit eine große und sehr bedeutungsvolle Umgestaltung erlitten, die Chemie ist nicht allein durch eine unzählige Menge von Entdeckungen erweitert worden, sondern hat auch eine Mathematik erhalten, die zwar noch in ihrer Kindheit ist, aber doch bereits viel ausgerichtet hat. Die Entdeckung der Interferenz des Lichtes und dessen Polarisation hat unserer Kenntniß desselben eine früher ungeahnte Tiefe verliehen, über die Strahlenwärme hat sich eine große, weitgreifende Lehre gebildet; über den Zusammenhang zwischen dem Magnetismus und den übrigen Naturkräften ist ein neues Licht verbreitet worden; in Betreff des Nervensystems hat man höchst bedeutungsvolle, vordem ungeahnte Entdeckungen gemacht. Diese doch so unvollständige Aufzählung zeigt genugsam, wie sehr man sich selbst täuschte, indem man das Verfahren der Erfahrungsnaturwissenschaft geringschätzte.

Aber in Erfüllung der Pflicht dieses nicht unerwähnt zu lassen, habe ich mich zwei anderen unterzogen: zuerst muß ich erklären, daß Steffens selbst, welcher nie ganz in der Verirrung jener Zeiten befangen sein konnte, sich später kräftig über dieselbe zu erheben wußte, ferner darf ich nicht unberührt lassen und muß ein bedeutendes Gewicht darauf legen, daß die große Bewegung, welche die geistreichen Männer jener Zeiten in Betreff der wissenschaftlichen Auffassung hervorriefen, einen wichtigen Einfluß auf die Naturforscher Deutschlands und des skandinavischen Nordens geübt, und auch nicht ohne Einfluß auf den wissenschaftlichen Geist der übrigen Welt gewesen ist. Ihr anregendes Wort hat eine weitumfassende Wirkung auf viele helle Geister ausgeübt. Man kann diesen Ein-

fluß nicht nach Zahlen berechnen; er ist aber deshalb nicht weniger thatsächlich; seine Spuren lassen sich in den besten Werken der letzten vierzig Jahre nachweisen. Doch ich muß zu Steffens' Leben in Deutschland zurückkehren. Die Berühmtheit, die er sich hier erwarb, war außerordentlich. Es waren bei Weitem nicht seine Schriften allein, durch welche diese erreicht wurde; nein, es war vielmehr der persönliche Einfluß, den er übte. Die, welche ihn reden gehört, besonders die Jüngeren, waren zur Begeisterung für ihn hingerissen. Seine Gedankenblitze flogen von Mund zu Munde, oft weit über das Land hinaus, ja leuchteten selbst aus den Schriften mehrerer jungen Männer hervor. Wenn er nach einer Universitätsstadt kam, war es ein Fest, und man bezeugte ihm mitunter selbst die ausgezeichnetsten Ehren. Meine erste Reise in's Ausland führte mich in den Jahren **1801** und **1802** nach vielen der Orte, die er ein oder zwei Jahre früher verlassen hatte, und ich hatte mannigfache Gelegenheit, von dem Aufsehen reden zu hören, welches Steffens erregt hatte.

Wir gelangen jetzt zu der für uns bemerkenswerthen Zeit seines Lebens, wo er in's Vaterland zurückkehrte und Vorlesungen an der hiesigen Universität hielt. Diese begannen im October **1802**, wurden im Sommer **1803** nicht fortgesetzt, theils weil er eine geognostische Reise unternahm, theils weil er später nach Halle ging, wo er sich mit seiner schönen Braut, der Tochter des berühmten Kapellmeisters Reichardt, verheirathete, die er darauf nach Kopenhagen führte. Im Winterhalbjahr **1803—1804** hielt er wieder Vorlesungen, aber im Frühjahre **1804** bekam er einen Ruf nach Jena, dem er auch folgte. Es waren somit nur zwei Halbjahre, in welchen er hier Vorlesungen hielt, aber er übte dessenungeachtet einen außerordentlichen Einfluß aus. Es ist bekannt, mit welchem Eifer diese Vorlesungen besucht wurden, wie sie hinrissen und welchen Einfluß sie auf die Geistesrichtung vieler ihrer Zuhörer ausübten. An Widersachern fehlte es ihm aber auch nicht. Er hat selbst an mehreren Stellen seines Werkes „Was ich erlebte" das Zeugniß abgelegt, daß er seiner eigenen Heftigkeit und seinem Trotze einen großen Theil der

Feindschaft zuschreiben mußte, womit man ihm entgegentrat. Aber selbst wenn sein Auftreten sich durch eine Ruhe und Bescheidenheit ausgezeichnet hätte, die sich nur sehr schwer mit seiner sprudelnden Begeisterung vereinigen ließen, mußte er als der erste entschiedene Vertreter der hier neuen Richtungen auf zahlreiche Widersacher stoßen. Aber aller Widerstand war nur schwach gegen die Kraft, womit er die Mehrheit hinriß. Wiederum hier bei uns ging die große Wirkung, die er hervorbrachte, nicht so sehr von der Lehre aus, welche er mittheilte, als von der geistigen Bewegung, die er hervorrief. Die Vorlesung nützt nicht allein durch die Kenntniß, welche sie mittheilt, sie vermag viel zu wirken, indem sie Das sagt, wovon man bereits einige Kenntniß besitzt, wenn sie nur diese Kenntniß zu höherem Leben und größerer Klarheit erweckt. Seine Beredsamkeit glänzte nicht weniger bei uns, als sowohl früher und später in Deutschland. Sie entzündete die Flamme des Geistes bei Vielen und war für Diejenigen, welche die gehörige Anlage mitbrachten, ein leuchtendes Beispiel. Auch hier wirkte er nicht allein durch seine Vorlesungen, sondern auch durch seinen Umgang. Das Leben, welches in seinen Gesprächen sprudelte, die herrlichen Darstellungen, welche sie oft gaben, unter andern aus dem Leben und den Gedanken großer Männer, die liebenswürdige Mittheilsamkeit seines ganzen Wesens brachten eine außerordentliche Wirkung hervor. Ich bin zum Theil selbst Zeuge von diesem Allen gewesen. Zwar befand ich mich während des größten Theiles seiner Wirksamkeit bei uns im Auslande, und kehrte erst im Anfange des Jahres **1804** zurück, aber unsere Bekanntschaft war bald erneuert. Ich hatte ihn schon hier im Jahre **1797** gesehen und war ihm durch ein kurzes Zusammentreffen in Deutschland näher getreten. Aber hier sah ich ihn bei meiner Ankunft bereits meinem alten Umgangskreise eingereiht. Mein Bruder, Oehlenschläger und dessen Schwester (die Frau meines Bruders) waren seine vertrautesten Freunde, und überhaupt war fast keiner seiner Freunde mir ganz fremd. Was unsere Bestrebungen Gemeinsames hatten, führte uns zu einem immer fortgesetzten Gedankenaustausch, welcher noch dadurch erhöht wurde, daß wir gegen-

seitig unsere Vorlesungen besuchten. Ungeachtet wir bei weitem nicht über alle Gegenstände derselben Ansicht waren, störte dieß doch niemals unsere Freundschaft, die ununterbrochen unser ganzes Leben währte. Daß der Glanz, womit er hervortrat, Andere verdunkelte, lag in der Ordnung der Dinge. Aber beklagen muß man, daß dieser Glanz Viele dermaßen blendete, daß sie nicht Dasjenige zu schätzen wußten, was sie von ihren alten Lehrern empfangen hatten, und deßhalb von diesen mit Geringschätzung sprachen. Es muß ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein, daß jede höhere sich steigernde Betrachtung, wenn sie nicht in einer unbestimmten Leere schwebend bleiben soll, dasjenige Wissen voraussetzt, was aus der Erfahrung geschöpft wird, möge nun dieses Wissen Sprache, Geschichte oder die Natur umfassen. Der, welcher nicht gewußt hat, diesen Erfahrungsstoff unseres Wissens mit dem höheren Aufschwunge zu verschmelzen, wird durch seine geistigen Bestrebungen nur zu einer nebligen Zufriedenheit mit sich selbst und zur Unzufriedenheit mit jedem wissenschaftlichen Wissen gelangen.

Steffens war weit entfernt, selbst eine solche Richtung zu begünstigen; aber er vermochte nicht zu verhindern, daß Einige durch seine Vorlesungen dahin geführt wurden. Merkwürdig ist das kleine Buch, das er in diesem Zeitraume als Einleitung in die Philosophie herausgab. Sowohl der Grundgedanke als die Darstellung desselben zeichnen sich durch eine Einfachheit und Klarheit aus, die vielleicht keine seiner deutschen Schriften in demselben Grade erreicht hat.

Er erklärte selbst während seines Besuches hier im Jahre **1824** in einem Gespräche mit einigen Freunden, denen er versprach, ein naturphilosophisches Buch in dänischer Sprache zu schreiben, daß er im Voraus fühle, wie er hiedurch sich würde gezwungen sehen, seiner Arbeit eine größere Klarheit zu geben.

Ich habe bereits erwähnt, daß er im Frühjahre **1804** einen Ruf nach Halle erhielt. Seine Stellung hier bei uns war nicht fest, seine Einnahme nur gering; der Ruf, der ihm ein gutes Auskommen sicherte, war zugleich sehr ehrenvoll und durfte somit nicht

zurückgewiesen werden. Wir sahen mit Trauer sein Scheiden, fanden aber doch einen Trost in dem Gedanken, daß diese Trennung des Raumes nicht den Verkehr der Geister hinderte.

Seine Hoffnung, eine sichere wissenschaftliche Stellung in seiner neuen Heimath zu finden, sollte doch erst in ferner Zukunft in Erfüllung gehen. Im Anfange begegneten ihm Schwierigkeiten von mehreren Seiten und kaum waren diese gehoben, als die großen Weltbegebenheiten seine Ruhe störten. Sein Aufenthalt in Halle hatte ungefähr zwei Jahre gewährt, als die Franzosen nach der Schlacht bei Jena die Stadt besetzten. Er wurde jetzt in einer langen Reihe von Jahren von Verhältnissen umhergeworfen, die seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit im höchsten Grade ungünstig sein mußten. Von **1806—1811** war Halle noch sein Wohnort. Aber die Universität siechte unter dem Drucke der westphälischen Regierung; sie war wenig besucht und in einer unaufhörlichen politischen Spannung, in welcher Steffens selbst eine der Triebfedern war, so daß nicht an die ruhige wissenschaftliche Wirksamkeit, welche er sich erwartet hatte, zu denken war. Er nahm mit der größten Wärme Theil an den politischen Verhältnissen seines neuen Vaterlandes und trat geheimen aber gefährlichen Verbindungen bei, die darauf hinzielten, das französische Joch abzuwerfen. Selbst seine Anstellung an der Universität Breslau im Jahre **1811**, die ihn weiter von dem Gebiete der französischen Herrschaft entfernte, löste nicht seine Verbindungen an den geheimen Unternehmungen, die ihn an die großen Weltbegebenheiten der damaligen Zeit knüpften. Als Preußen **1813** gegen Frankreich auftreten wollte, setzte er alle seine Kräfte daran, Begeisterung für den Krieg zu erwecken. In einem öffentlichen Vortrage erklärte er seinen Zuhörern, daß er jetzt nicht mehr erwartete, sie im Hörsaale, sondern auf dem Kampfplatze zu sehen und daß er selbst sich zum Kriegsdienste wolle einschreiben lassen. Man kann sich leicht die Begeisterung denken, die er hervorrief. Ich hielt mich damals, während meiner zweiten Reise in's Ausland, in Paris auf, und erzählte einem französischen Freunde diese Begebenheit. Sie machte auf ihn einen tiefen Eindruck. „O jetzt werden wir ge-

schlagen", rief er aus, „denn jetzt sehe ich dort dieselbe Begeisterung, die uns während unserer Freiheitskriege entflammte." Steffens nahm zwar aus voller Seele Theil an dem Kriege, aber nicht als praktischer Krieger sollte er der Sache Deutschlands dienen, dazu waren tausend Andere mehr berufen. Aber in Wort und Rede hat er die Dienste von Hunderten erfüllt. Selbst nach dem Frieden gelangte er nicht zur Ruhe; die durch den Krieg hervorgerufenen Kräfte gährten noch immer fort, und Steffens vermochte nicht, sich von ihnen loszusagen, vielleicht um so weniger, weil Breslau ein gar zu kleines Gebiet für seine Wirksamkeit als Lehrer darbot. Die politischen Umtriebe, unter andern das Turnwesen mißfiel ihm, und er trat gegen dasselbe mit dem Eifer auf, der ihn stets beseelte. Es ist schwer, in so heftigen Parteikämpfen das Rechte zu treffen und noch schwerer dadurch der Spannung mit alten Freunden zu entgehen. Steffens entging diesem auch nicht, und er erlebte deßhalb viel Kummer. Später verwickelte die Kirchenunion ihn in neue lebhafte Streitigkeiten. Alle diese Verhältnisse näher zu betrachten, besonders den Gang seiner religiösen Ueberzeugung, würde zwar lehrreich sein, aber jede Aeußerung hierüber, billigend oder mißbilligend, ohne eine umständliche Entwickelung ausgesprochen, würde nur zu Mißverständnissen führen, welche am wenigsten von dieser Gesellschaft aus hervorgehen dürften.

In all' dieser Unruhe des Lebens, die wir hier angedeutet haben, fand er doch Zeit, die Literatur mit bedeutenden Schriften zu bereichern, mit naturphilosophischen und mineralogischen, später mit politischen und religiösen. Vielleicht dürfte man doch die umfassenden Romane, die wir von seiner Hand besitzen, zu seinen wichtigsten Arbeiten rechnen. Sie haben offenbar die Absicht, die Gedankenrichtungen des Zeitalters auszusprechen und zugleich dieselben zu klären. Aber neben dieser Absicht findet man dort die herrlichsten Darstellungen von Verhältnissen der Natur und Menschen, welche diese Dichtungen ebenso anziehend wie lehrreich machen. Von naturwissenschaftlichen Schriften besitzen wir aus seiner spätern Periode nur „Polemische Blätter" und zwar nur zwei Hefte,

aber ihre Unterbrechung müssen wir sehr beklagen, nicht allein in Hinblick auf die geistreichen Bemerkungen, welche diese beiden ersten Hefte enthalten, sondern auch der Aussichten wegen, welche sie auf ein Verständniß zwischen den Naturphilosophen und den übrigen Naturforschern eröffneten.

Fragen wir jetzt, ob die Unruhe, in welcher er den größten Theil seines Lebens verbrachte, allein dem Gange der Begebenheiten zuzuschreiben ist, so wird die Antwort nicht schwer zu finden sein. Diese Begebenheiten, so groß und inhaltsschwer sie auch waren, konnten doch nicht die Hauptursache enthalten. Die Bewegungen, welche ihn hinrissen, waren nicht schnell vorübergehende Wirkungen einzelner Begebenheiten, sondern Folgen seiner ganzen Persönlichkeit. Mit all' seinem Sinne für die äußere Welt vertiefte er sich doch oft dermaßen in die innere Welt, die er sich selbst schuf, daß er die mehrseitigen Verhältnisse übersah, die aufgefaßt werden müssen, wenn man in die Umgebung eingreifen will. Er wurde hierdurch oft zu weniger glücklichem Entschlusse geführt, und seine große Lebhaftigkeit ließ ihn sogleich von Gedanke zur Ausführung schreiten, so daß er in Streit bald mit seinen Freunden, bald mit seinen Collegen, bald mit der Universitätsbehörde und darunter mit dem Ministerium des Unterrichts gerieth. Aber die gespannten Verhältnisse, in welche er versetzt wurde, waren selten von großer Dauer, er war eben so versöhnlich wie lebhaft, so daß er nicht allein selbst bereit war, die feindlichen Verhältnisse zu lösen, sondern auch unter redlichen Gegnern leicht Geister fand, die ihm auf's Neue entgegenkamen. Es war ihm deshalb beschieden, seine letzten Tage in sehr zufriedenstellenden Verhältnissen zu verleben. Er hatte als Professor in Breslau bereits im Jahre 1818 das Glück gehabt, die Bakanntschaft des geistreichen Kronprinzen, jetzigen Königs von Preußen zu machen, welcher ein später immer bewährtes Wohlwollen gegen ihn bewies. Durch die Gunst dieses Prinzen wurde er im Jahre 1832 an die Universität zu Berlin berufen, wo er nach einigen der Kämpfe, denen er so schwer entging, in friedlichere Verhältnisse zu seiner Umgebung trat, als es in einer langen Reihe von Jahren der Fall

gewesen war. Er fand in Berlin viele der nächsten Verwandten seiner Frau und mehrere seiner ältesten Freunde, wie Schleiermacher, den ihm der Tod jedoch bald entriß, Tieck, und in den letzten Jahren Schelling. Seine häusliche Stellung war durch die Gunst seines Königs sorglos geworden und wie immer durch seine liebenswürdige Frau und Tochter eine glückliche, die noch durch den bedeutenden Freundeskreis verschönert wurde, der sich oft bei ihm versammelte. Sein Vaterland, welches er in der Zwischenzeit verschiedene Male besuchte und das ihn stets mit Liebe empfangen hatte, sah er wieder im Jahre 1840; er war bei der Krönung zugegen, zu welcher die Gnade des Königs ihn eingeladen hatte, und nahm Theil an der Versammlung der skandinavischen Naturforscher, wo man zweimal die Freude genoß seine beredte Stimme zu hören. Dieß war sein letzter Aufenthalt unter uns, aber in der Abwesenheit bewahrte er, wie man es von ihm erwarten konnte, seine Liebe zu dem alten Vaterlande und sein Interesse für Alles, was dieses betraf. Noch in seinen letzten Tagen lieferte er hierfür neue Beweise durch eine Seiner Majestät dem König zugestellte Abhandlung über das Unterrichtswesen und namentlich über die Akademie zu Soröe. Er erkannte in seinen letzten Jahren mit Dankbarkeit sein Glück an und äußert in seinen Lebenserinnerungen an mehreren Stellen seine Freude darüber, daß die zwei durch Geist und Bildung ausgezeichneten Könige, die an der Spitze der zwei Länder stehen, welche sein Herz mit der größten Liebe umfaßte, ihn mit einer so schmeichelhaften Gewogenheit ehrten und dadurch eine neue Blume in den Kranz wanden, der ihm von den Bürgern beider Länder gereicht wurde.

Thorwaldsen und sein Vaterland.

Thorwaldsen und sein Vaterland.

Man spricht oft von unserem Verhältniß zu Thorwaldsen, als ob Dänemark keinen anderen Antheil an ihm habe, als den durch die Geburt: seine Kunst schulde er Italien, seine erste Aufmunterung England. Diejenigen, welche so sprechen und schreiben, haben sicherlich eine ganz andere Absicht, als die, ihr eigenes Volk herabzusetzen; jedoch wie die Trauer um theure Verstorbene sich oft darin zeigt, daß wir uns vorwerfen, sie zu wenig geliebt zu haben und ihnen nicht genug gewesen zu sein, so hat auch die vaterländische Trauer dieser Männer bald gefunden, daß wir für unsern Thorwaldsen nicht Alles gethan, und deßhalb ihn nicht ausschließlich als unser Eigenthum betrachten dürfen, sondern dem übrigen Europa wie den Genuß seiner Werke, so auch Antheil an seinem Künstlerdasein zugestehen müssen. Diesem Gefühl hat man jetzt bis zum Uebermaße genügt; es ist Zeit, dafür zu sorgen, daß unserem Lande, zur Ehre eines seiner Söhne, kein Unrecht geschehe. Wir wollen uns nicht mehr Antheil an diesem herrlichen Manne zueignen, als uns gebührt: wir wollen Nichts unrechtmäßig besitzen; aber was uns gehört, das wollen wir festhalten und nicht durch ungerechte Selbstanklagen unseren betriebsamen Neidern neue Mittel zu unserer Verkleinerung in die Hand geben. Thorwaldsen soll bei dieser Vertheidigung seines Vaterlandes Nichts einbüßen. Ich habe geredet zu seiner Ehre, da er lebte; was ich jetzt zu sagen habe, wird von nicht geringerer Bewunderung und Liebe zeugen.

Könnte sein Geist unseren Unternehmungen hienieden folgen, so würde er mit Freude die vielen Beweise der wahren Liebe seines Vaterlandes sehen, und seinen edlen, sanften und offnen Charakter als Spiegel hingestellt erblicken, in welchem die Grundzüge des Dänenthums der Welt vor Augen treten.

Thorwaldsen's Geburt und Erziehung gesteht man Dänemark zu, will dieses aber fast für Nichts gelten lassen. Freilich gilt es hier viel Anderes, aber man erlaube uns, beim Anfange den Anfang zu machen. Jedes Volk hat seine Eigenthümlichkeit, welche sich in seinen Kindern abprägt, theils nach denselben geheimnißvollen Gesetzen, die Nachkommen und Eltern Aehnlichkeit geben, theils durch Pflege und Erziehung, deren Beschaffenheit wiederum im Wesen des Volkes wurzelt. Diese allgemeinen Verhältnisse gestatten zwar, daß oft aus einem Volke Menschen hervorgehen, die einem ganz anderen anzugehören scheinen: Thorwaldsen aber war keineswegs solchen Ausnahmen beizuzählen. Er hatte vollkommen das dänische Gepräge. Sein feuriger, weitumfassender Geist war umgeben von jener milden, bescheidenen Ruhe, innerhalb deren gar Viele kaum dem Genie seinen Sitz einräumen mögen. Ich leite um so eher die Aufmerksamkeit auf dieß sein dänisches Gepräge, als mir das Vorurtheil verbreitet scheint, daß Uebermuth, Heftigkeit und einseitige Kraftäußerung die wahren Kennzeichen des Genies seien: dergestalt, daß das dänische Gepräge Mangel an Genie verrathe, und solche Dänen die Höchstbegabten seien, welche sich am weitesten von der Eigenthümlichkeit ihres Volkes entfernen.

Ohne Zweifel war Thorwaldsen sich seiner Tüchtigkeit und seines Werthes bewußt; aber dieses Bewußtsein ruhte in dem eigenen kraftvollen Gleichgewicht und bedurfte nicht des Genusses, den gewisse Geister bei der Herabsetzung Anderer empfinden. Die beiden entgegengesetzten, aber oft in einem und demselben Menschen vereinten Laster, sich zu überheben und sich zu demüthigen, waren ihm gleich fremd. Man wird schwerlich leugnen, daß der hier geschilderte Charakter und diese Denkweise am allgemeinsten unter den Dänen gefunden werden, falls man nur gebührend berücksichtigt,

daß sie in so edler Reinheit uns nur in der stets geringen Zahl der Besten entgegentreten. Will man das hier Gesagte auf die Menge anwenden, so kann natürlich nur von der Beschaffenheit, nicht von der Kraft und Reinheit des Charakters die Rede sein. Es möchte hier vielleicht genügen, auf meine Betrachtungen über den dänischen Charakter zu verweisen: das schöne Muster jedoch, welches wir hier vorführen können, giebt erwünschten Anlaß, länger bei der Sache zu verweilen. Die Sucht, hervorzutreten, seine Aeußerungen den Handlungen voranzuschicken, sie auszuschmücken und anzupreisen, durch die Weise der Ausführung den Handlungen selbst etwas Hervorstechendes zu geben, kurz sich geltend zu machen, indem man seine Persönlichkeit vordrängt, ist ein Fehler, der der Natur unseres Volkes nicht gemäß ist, wie er denn auch Thorwaldsen im höchsten Grade fremd war.

Ich bin weit entfernt, hiermit unserem Volke ein unbedingtes Lob zu spenden; nur einen wichtigen Zug seiner Eigenthümlichkeiten will ich angegeben haben. Wir müssen willig zugeben, daß jener unserem Charakter widersprechende Fehler mit gewissen Tugenden in Verbindung steht, die eben so wenig bei uns allgemein sind. Die Sucht, seine Persönlichkeit zu zeigen, welche in gewissen Ausartungen so häßlich werden kann, entspringt aus dem vorstrebenden Charakter, den das Kraftgefühl oft annimmt und der sich natürlich nicht bloß in Fehlern äußert, sondern unter Anderem den Unternehmungsgeist, welcher so unsäglich Vieles in der Welt ausrichtet, zur Folge hat. Diese Tugend ist bei uns nicht allgemein: selbst die Wirksamkeit in ihrer täglichen Gestalt, die Arbeitsamkeit ist bei uns nicht so vorherrschend, daß wir uns dieselbe als Nationaltugend zueignen dürften. Dahingegen giebt der Däne sich gern einem nachdenkenden und beschaulichen Genuß des Daseins hin; „seine Gedanken schweifen so weit herum," wie es die Heldenlieder so häufig ausdrücken, und dieser Zustand ist es, aus welchem er zu den bedeutendsten Handlungen übergeht. Jetzt aber ist er auch zu dem Bewußtsein gelangt, daß Grund zum Handeln vorliege.

Mit der Abneigung des Dänen, sich selbst geltend zu machen,

hängt es ebenfalls zusammen, daß er keine Vorliebe für jene Form des Ehrgefühls hat, welche man mit **point d'honneur** bezeichnet. Der Däne zeigt keine unruhige Begierde, für tapfer zu gelten; auf der andern Seite aber duldet er durchaus nicht, daß man ihn als feig ansieht oder behandelt. Begegnet ihm etwas Derartiges, so kommen alle seine Kräfte in Bewegung. Es giebt eine Sage aus dem Successionskriege, in welcher dieses treffend ausgedrückt ist und welche die gute Eigenschaft solcher Sagen theilt: den wahren Charakter der Menschen und Verhältnisse wiederzugeben, selbst wenn sie der historischen Wahrheit ermangeln. Wie bekannt griffen die Jütländischen Reiter in der Schlacht bei Hochstädt die französische **garde noble** mit solcher Tapferkeit an, daß diese fast vernichtet ward; jedoch, fügt die Sage hinzu, der tapfere Führer fand keine Kampfbegierde bei seinen Reitern, wie er sie wünschte, bevor er ihnen den französischen Schlachtruf **vive le roi** als eine große Verhöhnung übersetzte, welche sie in Zorn brachte. Da stürzten sie sich mit der größten Hitze in den Kampf, welcher ein für sie so glänzendes Ende nahm. Auch in den alten Heldenliedern, in denen Sage und Dichtung oft die Charaktere der Menschen so getreu abspiegeln, findet man häufig diese ruhige Festigkeit im Abwehren einer Schande, und die Zurückweisung so ausgeführt, daß man erkennt, wie mehr Kraft vorhanden war, als es zur bloßen Vertheidigung bedurfte. So ist es im Heldenliede von Niels Ebbesen sehr bezeichnend, daß dieser, als Graf Gerhard ihn für geächtet erklärt, nicht mit Betheuerungen und Anpreisungen seines Muthes antwortet, sondern nur ganz ironisch entgegnet: „Nie war mir je so bang' zu Muth, gar sehr wohl mocht' ich zittern." Die folgende verwegene That, mit einer kleinen Schaar in die Stadt zu reiten, wo der feindliche Fürst sein Hauptquartier hatte, und ihn dort zu tödten, gab die beste Erklärung dieser Ironie.

Ich kehre zurück zu Thorwaldsen. In der Regel wird die Erziehung eines Menschen durch Land und Volk bestimmt, und in den wenigen Nachrichten, die uns von Thorwaldsen's Kindheit zugekommen sind, liegt kein Grund, bei ihm irgend eine Ausnahme

zu vermuthen. Wahrscheinlich empfing er in seiner Erziehung dieselben Eindrücke und eben den Unterricht, welchen andere Kinder des niederen Mittelstandes, dem seine Eltern angehörten, zu erhalten pflegen; vielleicht ging es etwas über dieses Maaß hinaus, da seine Mutter eines Predigers Tochter war, jedenfalls aber genoß er keinen höheren Schulunterricht. Mehreres wissen wir schon von seiner Erziehung zur Kunst. Bekanntlich erweckte er schon als Knabe die Aufmerksamkeit seiner Lehrer. Er genoß mithin nicht nur seinen Unterricht in einer dänischen Schule und von dänischen Lehrern, sondern man kam ihm auch mit dänischen Wohlwollen entgegen. Dieß ist nicht so zu verstehen, als ob ich glaubte, in den Lehrinstituten anderer Länder fänden sich keine Männer, die mit Freuden dem jungen Genie zu Hülfe eilten; da aber unser Thorwaldsen diese Theilnahme im Schooße des Vaterlandes empfing, wird man nicht leugnen können, daß diese ihn pflegend bildete. Es mangelte hier nicht an Augen, die früh sahen, was man von ihm erwarten könne, und die ihm die Anerkennung des auftauchenden Genies zuwandten.

Diese Anerkennung ging wohl mit Recht von der Akademie aus, beschränkte sich aber nicht auf diese. Eine bekannte Anecdote erzählt, daß der ihn confirmirende Prediger im Anfange der Vorbereitungszeit ihn unter die übrigen armen Knaben stellte, welche keine höhere Schulbildung genossen hatten. Als er aber den Knaben fragte, ob er ein Bruder jenes Thorwaldsen sei, der sich bei der Kunstakademie ausgezeichnet habe, und so erfuhr, daß dieß eben der arme Knabe selbst sei, setzte er ihn an den obersten Platz und behandelte ihn seitdem mit Auszeichnung.

Man braucht nur von Thiele's lehrreichem Buche über Thorwaldsen und seine Werke denjenigen Theil zu lesen, der des Künstlers Jugendjahre behandelt, um zu sehen, wie man ihm schon damals mit Zuvorkommenheit und Wohlwollen begegnete, und wie er in seinen Kameraden Brüder, in seinen Lehrern Väter fand. Ich verweise Diejenigen, welche alle diese Züge verfolgen wollen, auf dieses Buch: hier sei nur daran erinnert, daß seine

jungen Kunstgenossen ihn anspornten, sich der Probearbeit für die kleine Goldmedaille nicht zu entziehen, weil sie merkten, daß er nur mit Unlust an diese für seine Zukunft so nothwendige Probe ging, und daß, als er endlich zur Ausarbeitung des ersten Entwurfes bewogen war, aber aus Furcht die Prüfung aufgeben wollte, das freundliche Zureden und die Aufmunterung eines Lehrers ihn zurückführte.

Jeder, der das zusammenzufassen vermag, was in dem Einfluß liegt, den die Umgebung auf den sich entwickelnden Knaben und Jüngling ausübt, wird sowohl erkennen, wie fühlen, daß Dänemark dem jungen Künstler Alles war, was nur ein Geburtsland seinem Sohne sein kann. Und dieß blieb es auch später, natürlich, wie es die Natur der Dinge gestattete. Bevor ich jedoch dieses nachweise, muß ich bei einer anderen Betrachtung verweilen.

Thorwaldsen war oft nahe daran, sich vom Mißtrauen gegen sich selbst überwältigen zu lassen. Kein Fehler hängt vielleicht inniger mit dem dänischen Charakter zusammen, als eben dieser. Auch hierin war er unser wahrer Landsmann. Ich bezweifle nicht, daß Viele dieß ein schlechtes Lob für ihn sowohl wie für uns nennen werden. Eine gewisse leichtfüßige Logik sagt: der Geist muß sich seiner eigenen Kraft bewußt sein; Mißtrauen gegen seine eigene Kraft ist daher nichts als Kraftlosigkeit. Schon hierauf könnte ich antworten, daß diese Art zu schließen falsch sei, weil es so viele Beispiele von sehr tüchtigen Männern giebt, die jenes Mißtrauen fühlten, aber dieser scheinbare Widerspruch zwischen Geistesstärke und Mißtrauen gegen die eigenen Kräfte läßt sich auch unschwer auflösen. Oft entspringt er aus dem großen Gedanken, welche Einer von dem Gegenstande seines Strebens hat, und aus den entsprechenden großen Forderungen, welche er an das unternommene Werk stellt. Je größer in der That seine Idee ist, je mehe er das göttlich Unendliche darin fühlt, desto mehr muß die eigene Kraft unzureichend erscheinen. Das Schaffen des Werkes durchdringt ihn mit einem Gefühl, dem ähnlich, welches uns die Religion einflößt: deßhalb wird die Ausführung ihn vielleicht nie befriedigen und er

wird nie finden, daß er das, was seinem Geiste vorschwebte, verwirklicht habe. Hier erhält der Beifall der Welt seine Bedeutung: dieser richtet ihn empor durch das Zeugniß, daß er glücklich einige Funken eines höheren Daseins hat blicken lassen, und daß, falls das Erstrebte nicht ganz erreicht wurde, so doch das Ziel nicht ganz verfehlt sei. Jeder Charakter aber, den große Männer in mächtigen Umrissen an sich tragen, findet sich auch bei dem Alltagsmenschen, nur im verkleinerten Maßstabe. Alle, die viel von sich selbst fordern, sei es in der Pflicht oder in der Ausführung ihrer Vorhaben, werden ihre eigenen Kräfte mit einem Mißtrauen betrachten, welches zu ihren Forderungen im Verhältniß steht, und die Furcht vor innerer wie vor äußerer Beschämung, womit die Mangelhaftigkeit der Ausführung droht, wird sie leicht entmuthigen.

Ein Jeder fühlt, daß dieser Charakter in seinem Grundwesen edel ist. Leugnen wir aber nicht, daß er in kümmerliche Schwäche ausarten kann, noch beurtheilen wir andere Charaktere ungerecht. Oft ist z. B. die hervorsprudelnde Kraft so wirksam, daß sie bei Betrachtungen der Größe des Gegenstandes, welche eine gewisse Scheu einflößen sollte, nicht innehalten kann, sondern sich vordrängt, niederwirft und schafft, des Werkes sich freut und in dieser Freude schwerlich die Mängel der Ausführung gewahrt: aber etwas Großes ist vollführt, die Welt hat nachfolgen müssen, die Zukunft muß die Fehler bessern. Ein Jeder sagt sich leicht, daß eben dieser Charakter, nur im verkleinerten Maßstabe, häufig auch bei gewöhnlichen Menschen vorkommt, und daß dieses rücksichtslose Handeln leicht in eine kleinliche und dem Guten hinderliche Hartnäckigkeit, in einen alles fremde Recht beiseitesetzenden Eigennutz, ja sogar in boshafte Schadenfreude ausarten kann.

Ich führe hier nicht mehr Charaktere an. Der hier geschilderte Gegensatz genügt, um zu zeigen, daß jenes dem dänischen Charakter beigelegte Lob keineswegs die Erkenntniß der anderen Formen, in denen sich die menschliche Natur äußert, ausschließt. Vielleicht hätte ich mir dieses ersparen können, da ich schon früher nachgewiesen habe, wie ich mir nicht hohe Vortrefflichkeit an irgend

eine Hauptform der menschlichen Eigenthümlichkeiten gebunden denke, deren jede die verschiedensten Arten geistigen Werthes in sich schließt: es ist mir jedoch vorgekommen, als ob ein ziemlich allgemeiner Hang herrsche, gewisse einzelne dieser Formen allen anderen vorzuziehen, und deßhalb hielt ich eine weitere Behandlung des Gegenstandes nicht für überflüssig.

Wir kommen jetzt zu einem neuen Zeitpunkte in Thorwaldsen's Leben. Das Vaterland hatte ihm durch die große Goldmedaille der Kunstakademie die höchste Ehre zuerkannt, welche sie einem jungen Künstler schenken kann, und hiermit war die glückliche Berechtigung verbunden, den Hauptsitz der Kunst besuchen zu können. Bevor aber das ihm bestimmte Stipendium frei ward, fehlte es ihm weder an öffentlicher Unterstützung für seine Vorbereitung, noch an ehrenvollen Bestellungen, die ihm sowohl zur Uebung als Aufmunterung dienten. Daß er später in Rom zu der großen Höhe stieg, welche er erreichte, kann unserem Rechte an ihm keinen Abbruch thun, eben so wenig, als ähnliche Verhältnisse andere Nationen hindern, sich die Ehre ihrer ausgezeichneten Künstler anzueignen. Man wird vielleicht sagen, er habe so lange in Rom gelebt und gearbeitet, daß der Einfluß, welchen das Leben in dieser Stadt auf ihn ausübte, weit größer sein müßte, als der in der Heimath empfangene. Jedoch ist hierbei sogleich zu bemerken, daß er das Wichtigste mitbrachte, nämlich die großen Naturgaben und eine schon erworbene bedeutende Kunstfertigkeit. Es wäre sicher ein großer Irrthum, die Behauptung, er habe sich in und durch Rom gebildet, mit der zu vertauschen, Rom habe ihn gebildet; welches man übrigens in Wahrheit sagen kann, wenn es nur richtig verstanden wird; das Mißverständniß aber liegt nahe: deßhalb muß man demselben vorbeugen. Thorwaldsen war ein Mann, der unvergleichlich viel mehr durch das Auge, als durch das Ohr lernte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er in Rom durch Betrachtung der Werke des Alterthums die wichtigsten Fortschritte in seiner Kunst machte. Das alte Griechenland war es und das alte Rom, welche durch diese zu ihm redeten. Sie waren seine stummen Lehrer,

gleich wie die mächtigen Ueberbleibsel von den Naturereignissen der Vorzeit die des Naturforschers sein können. Was Künstler und Kenner ihm sagten, konnte wohl manchen Gedanken in ihm wecken, hätte er sich aber diese Lehren allzusehr zu Herzen genommen, würde er nie die in allen seinen Werken ausgeprägte reine Schönheitsanschauung erlangt haben. Was in den ihm mitgetheilten Lehren Wahres war, das mußte er mehr wie irgend ein Anderer durch Betrachtung der Kunstwerke und der Natur lernen. Deßhalb ging er so lange grübelnd umher, oft in scheinbarer Unthätigkeit, „indeß seine Gedanken schweiften so weit herum“ und sein großer Geist verwandelte den aus allen diesen Anschauungen gewonnenen Nahrungsstoff zu Bestandtheilen seines eigenen Wesens, gleich wie der gesunde Körper sich die genossene Nahrung aneignet und die brauchbaren Theile in seine eigenen organischen Bestandtheile umsetzt.

Das hier Gesagte ist nur gegen Die gerichtet, welche zu ausschließlich den Einfluß der römischen Gesellschaft auf den Künstler hervorheben, oft ohne selbst die falschen Vorstellungen zu theilen, die ihre zu wenig erwogenen Ausdrücke bei der Menge veranlassen. Nachdem wir uns aber das wahre Verhältniß klar vor Augen gestellt und dem Einfluß der Thorwaldsen umgebenden Menschen die richtigen Schranken angewiesen haben, ist es auch Zeit, demselben sein Recht einzuräumen. In Rom, der Heimath so vieler Künstler und Kunstkenner, wohin auch von allen Seiten der Welt Diejenigen zusammenströmen, welche sich den schönen Künsten widmen, — in Rom muß das gesellige Leben von einem Kunstsinn und einer Begeisterung durchdrungen sein, die nirgends ihres Gleichen haben und nothwendig auf den Künstler einen bildenden und anregenden Einfluß ausüben. Mag auch die der Mehrzahl hieraus erwachsende Wohlthat verhältnißmäßig größer sein, als die, welche einem von der Natur so hochbegabten Geiste wie Thorwaldsen zufloß — sie muß doch bedeutungsvoll und unendlich größer gewesen sein, als sie in irgend einer anderen Stadt es hätte sein können. Ohne Widerrede müssen wir eingestehen, daß Kopenhagen, welches selbst vielen anderen Städten in Hinsicht auf eine solche den Künstler

bildende und ermunternde Umgebung den Vorrang einräumen muß, der großen Künstlerstadt hierin einen sehr hohen Vorzug zu lassen hat. Wir wollen uns wohl hüten, durch irgend einen Versuch fremdes Verdienst um Thorwaldsen abzuleugnen, auf unser eigenes gutes Recht an ihm einen Schatten zu werfen. Nur um Nichts, das zur Aufhellung des wahren Verhältnisses beitragen möchte, zu versäumen, mag hier bemerkt werden, daß Dänen in Thorwaldsen's römischer Umgebung keinen geringen Theil ausmachten, und daß unter ihnen viele edle Künstler und geistreiche Männer der Wissenschaft waren. Natürlich gestehen wir, daß er ihnen weit mehr gab, als er von ihnen empfangen konnte; aber auch sie umgaben ihn mit Begeisterung für die Kunst, während sie ihm zugleich lebende Zeugen der Liebe seines Vaterlandes waren. Vorzüglich jedoch verdient hier unser berühmter Landsmann Zöega genannt zu werden, welcher nach Aller und namentlich nach Thorwaldsen's eigenem Urtheil sein hauptsächlicher Leiter in Rom war.

Man hält uns vor, daß es ein englischer Reicher war, dessen anerkennende und große Bestellung einen Wendepunkt in Thorwaldsen's Künstlerleben bildete, von dem seine große Weltberühmtheit ausging. Mag dem großartigen Brauch, den die Engländer von ihren Reichthümern machen, das verdiente Lob zufließen — nicht bloß die dänische Kunst hat dieß anzuerkennen — mag auch England ebensowohl seinen Theil an ihm haben als Rom und fast alle anderen Länder mit Päpsten, Kaisern, Königen und Fürsten — er ist ganz Europa's, ja der ganzen Welt Eigenthum, ohne deßhalb aufzuhören, recht eigentlich unser zu sein. Wenn man aber dann und wann von der ehrenvollen Bestellung Hope's so spricht, als ob ohne sie Thorwaldsen auf eine unbedeutende Laufbahn wäre eingeschränkt worden, so muß die Sache näher beleuchtet werden.

Wer vermag zu entscheiden, was aus einem großen Genie geworden wäre, falls diese oder jene Begebenheit, welche in seinem Leben einen Wendepunkt hervorrief, nicht eingetroffen wäre? Das Genie wird von unzähligen Zufälligkeiten berührt, die es zu wecken vermögen: bald eine Liebe, bald Nebenbuhlerschaft um eine Ehre,

bald Demüthigung, bald Aufmunterung, bald Zurücksetzung. Es giebt in der Welt Zufälle genug, die ein Genie wecken können; aber nur durch das Zusammentreffen gewisser innerer und äußerer Bedingungen wird eines dieser Ereignisse Anlaß eines wichtigen Ueberganges. Diese Ereignisse aber, welche wir zufällig nennen, stehen mit unserem ganzen Dasein in näherem Zusammenhange, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. In vielen Beispielen läßt dieses sich mehr oder minder vollständig nachweisen und darlegen; hat man dieß aber eingesehen, wo es dazu Mittel giebt, wird man auch leicht der Ueberzeugung beitreten, daß wir nach den Forderungen der Vernunft alle diese sogenannten Zufälligkeiten als unter einem höheren Gesetze stehend betrachten müssen. Ich erläutere dieß durch ein berühmtes Beispiel, welches dadurch, daß es ein wissenschaftliches Genie betrifft, nichts an seiner Bedeutung verliert. Vielleicht wird es auf den ersten Blick zu weit hergeholt erscheinen; ich habe jedoch vorsätzlich ein solches gewählt, weil es mir hier nicht auf eine einzelne Begebenheit, sondern auf einen Grundsatz ankommt. Ich wünsche der falschen Einbildung, die Viele von der Bedeutung des Zufalls haben, entgegen zu arbeiten, und wünschte das höhere Gesetz anzudeuten, nach welchem dessen Wirkung zu beurtheilen ist.

Man erzählt, Newton sei zu seiner großen Schöpfung der Weltmechanik durch einen Apfel gelangt, welcher von einem hohen Baume auf ihn herabfiel. Ist diese Erzählung wahr, so beweist sie doch keinesfalls, daß er ohne diesen fallenden Apfel seine Weltmechanik nicht würde erfunden haben: im Gegentheil kann man es als gewiß ansehen, daß er seinem ganzen Gedankengange zufolge und nach allen Vorbereitungen, welche der Weltgeist durch die nach diesem Ziele hinstrebenden Entdeckungen der nächsten Vergangenheit getroffen hatte, sich zu derselben geistigen Schöpfung aufgefordert fühlen mußte; und selbst, wenn man eine äußerliche Anregung für unumgänglich nöthig hielt, würde eine solche bei den unzähligen, alle Menschen täglich umgebenden Zufällen nicht ausbleiben. — Es ist leicht in den beiden hier vorliegenden Begebenheiten die Ungleichheit zu erkennen: auf der einen Seite ein hochherziger und

begeisterter Kunstkenner, auf der anderen der willenlose Apfel; eben so einleuchtend aber ist die Gleichheit, nach der ein Zufall in des Einen Künstlerlaufbahn, in des Andern weltall-umfassender Gedankenbewegung den Wendepunkt zu bilden schien. Es ist wahr und darf nie geleugnet werden, daß die Freigebigkeit in Hope's Anerbieten, und der Edelsinn, welchen er in seinem ganzen Verhältniß zu Thorwaldsen bewies, auf ehrenvolle Weise sein Andenken an das des großen Künstlers knüpft: aber doch würde es eine Sünde gegen die geistige Natur sein, sich einzubilden, daß er für Thorwaldsen's Künstlergröße unentbehrlich war. Es ist mit Hope wie mit allen Menschen, die etwas ausgerichtet haben: sie genießen mit gutem Grunde die Ehre für den darin wirksam gewesenen Willen. Insofern aber die Betrachtung sich auf dem Standpunkte hält, wo man von Ursache und Wirkung reden kann, muß man erklären, es hätte Mittel genug gegeben, auch ohne sie dasselbe auszuführen. Wollte man zum höchsten Standpunkte übergehen, wo jedes Individuum selbst seinen bestimmten Platz haben muß und alle insgesammt einen Weltorganismus, ein Vernunftreich, ein Reich der Vorsehung ausmachen, da würde sicherlich die Nothwendigkeit des Individuums wieder zu ihrem Rechte gelangen, aber in einer Ordnung der Dinge, in der es eben so wohl Mittel als Zweck ist. Bei einem flüchtigen Blick möchte es erscheinen, als ob ich mich hätte darauf beschränken sollen, sogleich von vornherein auf diese höchste Betrachtungsart hinzudeuten; jeder weiter Denkende wird aber leicht erkennen, von welch großer und umfassender Wichtigkeit es ist, den Vernunftzusammenhang des endlichen Daseins zu betrachten, ohne den es für die höchste Betrachtung keine Vorbereitung giebt, weil diese uns nur in einem Dämmerlichte vorschwebt, in welchem unser ahnender Blick doch um so klarer schaut, jemehr er sich geübt hat, den vernünftigen Zusammenhang des endlichen Daseins gewissenhaft zu überdenken.

Deßhalb ist es auch wohl der Mühe werth, den inneren Zusammenhang des besprochenen Ereignisses näher zu verfolgen. Wir müssen uns gestehen, daß es wie geschaffen war, in dem Leben des

Künstlers einen Wendepunkt zu bilden, keineswegs aber, daß ein anderer Wendepunkt unmöglich gewesen wäre. Genug, es war ganz wie berechnet, auf Thorwaldsen zu wirken. Er war gerade im Begriff, Rom zu verlassen, gewiß mißmuthig, daß er kein großes Zeugniß von der Frucht seines vieljährigen Strebens heimbringen konnte. Eine durchaus entscheidende Aufmunterung war ihm in der Hauptstadt der Künste noch nicht zu Theil geworden; die unerwartete kräftige Ermunterung mußte in einem Augenblick der Niedergeschlagenheit von unsaglicher Wirkung sein. Auch die Seite, von der sie kam, war nicht ohne Bedeutung. Eine gleich große Bestellung von seinem Vaterlande, ja selbst von seinem eigenen Könige, hätte in der zweifelnden Verzagtheit nicht das Erhebende für ihn gehabt, wie die des Briten, dessen Anerbieten, ohne alles Einmischen nationaler Vorliebe, einzig und allein von dem Werthe des Künstlers geleitet wurde. Während wir aber mit Recht dem Ereigniß diese Wichtigkeit beilegen, müssen wir zugleich bedenken, daß auch seine innere Entwickelung einen eigenen Wendepunkt der Künstlerhöhe erreicht hatte. Die Verzagtheit konnte nur eine vorübergehende sein. Gesetzt, er hätte ohne jene Bestellung nach Hause reisen müssen, würde man hier wohl blinder gewesen sein gegen seinen Werth, als man es war, bevor er die Höhe der künstlerischen Entwickelung erlangt hatte? Für mich ist die Antwort nicht zweifelhaft. Ich hörte schon große Erwartungen von Thorwaldsen aussprechen, ehe er seinen europäischen Namen erwarb. Aber, wird man sagen, was half ihm diese Anerkennung hier in der Heimath, wo ihm für die Kunst so viele Hilfsmittel fehlten, welche er in Rom suchen mußte? Ich antworte, daß sein Vaterland ebensowohl ihm eine oder mehrere Reisen nach Rom, ja selbst den Aufenthalt ganzer Jahre zugestehen konnte, als es manchem Gelehrten dieß zugestanden hat. Aber, wendet man weiter ein, er würde hier nur unbedeutende Bestellungen erhalten haben, welches man damit glaubt beweisen zu können, daß ihm in den früheren Jahren seiner Künstlergröße wenige Aufträge von hier zu Theil wurden. Die Widerlegung dieses Einwurfes ist leicht, denn die Gegenwart des großen

Künstlers konnte nicht ohne Wirkung sein. Im Uebrigen wage ich nicht zu ergründen, was Alles mit Beziehung auf Thorwaldsen hätte geschehen können, falls Hope's Bestellung ausgeblieben wäre, wie ich mich denn auch nicht getraue zu sagen, weßhalb in der großen Künstlerhauptstadt nicht früher eine solche Bestellung geschah; Diejenigen aber, welche diesem Zufalle ein ausschließliches Recht beimessen, haben zu beweisen, daß nichts Anderes möglich gewesen wäre. Jedoch hat alles hier zur Vertheidigung der berechtigten Ansprüche des Vaterlandes Gesagte, Nichts zu thun mit der von Einigen erhobenen Klage, daß es eine Zeit gab, in der ihm von hier aus allzu geringe Aufträge zu Theil wurden.

Falls diese gegründet ist, wie ich nicht zu leugnen wage, so mag sie ausdrücklich gegen Die gerichtet werden, welche sie trifft, Todte und Lebende; die dänische Denkweise trifft sie nicht. So lange der Künstler seinem Vaterlande so fern lebte, war auch die Aufforderung zu Bestellungen fern, die Wenigen ausgenommen, welche dieses oder jenes öffentliche Unternehmen zu leiten hatten. Fast ohne Ausnahme ist zu allen Zeiten in allen Ländern den großen Männern einiges Unrecht geschehen. Wenn man das Unrecht Einzelner gegen Thorwaldsen dem dänischen Volke zum Vorwurf machen will, wird man genöthigt sein, alle Nationen in Beziehung auf alle ihre großen Männer zu verdammen.

Die Anerkennung, welche er später von dem Volke sowohl, wie von der Regierung seines Vaterlandes empfing, verschmolz gewissermaßen mit der des ganzen Europa; jedoch können wir mit Wahrheit behaupten, daß wir uns hier nichts zu Schulden kommen ließen. Große Bestellungen von hier fehlten nicht. Wenn er sich bei uns aufhielt, bot man ihm mit Freuden die ihm nöthigen Künstlerbequemlichkeiten; eine königliche Fregatte ward nach Italien abgesendet, ihn und seine Kunstwerke heimzuführen. An den wohlverdienten Ehrenbezeigungen fehlte es auch nicht. Kann ein Volk seinen Fürsten mit größerer Ehre empfangen, als die Dänen ihren Thorwaldsen empfingen? Welchen Eifer zeigte man nicht für die Stiftung seines Museums? Betrachten wir die

hier geleisteten Beiträge in Vergleich mit der Größe und den Mitteln unseres Volkes, so darf man wohl behaupten, daß kein Volk im Verhältniß zu seinen Kräften einen stärkeren Beweis von Liebe und Bewunderung für einen großen Mann gegeben hat. Es ist bekannt genug, wie allgemein es in allen Ständen war, ihm jegliche Huldigung zu erweisen. Bei seinem Tode war die Trauer unserer Liebe und Bewunderung würdig. Sein Leichenbegängniß war so großartig, so schön, ein so harmonisches Zeugniß unserer Gefühle, daß es nicht weniger dem Volke zur Ehre gereichte, als dem Manne, den es ehren wollte.

Wie zahlreich auch die Denkmäler sein mögen, welche Thorwaldsen zerstreut in verschiedenen Ländern hinterließ, so leben sie doch nirgends so vollkommen und in ihrem ganzen Umfange, als hier. Sein ganzes Leben steht vor uns abgebildet: vom zarten Alter bis zum leichten und schnellen Greisentode. Nie hörte er auf, sein Volk zu lieben und der Liebesbande zu gedenken, welche ihn daran fesselten. Die Muttersprache war stets die, deren er sich vorzugsweise gern bediente, und die er bei seinem langen Aufenthalte in fremden Ländern wohl theilweise würde vergessen haben, wenn ihn irgend eine Lust beherrscht hätte, sich den Eindrücken des Auslandes hinzugeben, und er nicht im Gegentheil stets mit Landsleuten in der fremden Stadt gelebt und mit ihnen die Sprache der Heimath geredet hätte.

Die Huldigung, welche er überall empfing und die großen Beweise von Gunst und Bewunderung, mit denen so viele Fürsten sowohl ihn wie sich ehrten, verleiteten ihn eben so wenig, sein Vaterland minder zu lieben, als daß sie den Schwindel des Hochmuths in ihm erregten. Er blieb stets sich selbst gleich und stets Däne. Bei uns, wo der Bewunderungsjubel so innig mit dem Brudergefühl der Liebe verschmolzen war, sollte nach seinem Willen der große Hauptstamm seiner Werke und Alles, was sein Künstlerleben gesammelt hatte, bewahrt werden. Hier sollten die Kunstfreunde aller Länder diese Werke jetzt und in der Reihe der kommenden Jahrhunderte aufsuchen. Kurz, Thorwaldsen

liebte Dänemark, wie ein Sohn seine Mutter, und ward wiederum wie der herrlichste Sohn von der Mutter geliebt und von jedem einzelnen Dänen, wie ein bewunderter Bruder. Das Verhältniß zwischen dem dänischen Volke und Thorwaldsen scheint mir allem Diesem zufolge eines der schönsten Beispiele eines wahren und gesunden organischen Verhältnisses zwischen einem Volke und einem seiner großen Männer.

König Christian der Achte,

der durch hohe Bildung ausgezeichnete Mann.

(Gedächtnißschrift, vorgelesen in der Gesellschaft der Wissenschaften am 7. April 1848.)

König Christian der Achte.

Unsere Gesellschaft hat es sich stets zur Pflicht gemacht, seinen verstorbenen Präses durch eine Gedächtnißrede zu ehren. Sie hat jetzt diese Pflicht in Beziehung auf einen heimgegangenen Vorsitzenden zu erfüllen, der zugleich unser König war. Der verewigte Fürst nahm bereits als Prinz die Einladung der Gesellschaft zu ihrer Präsidentschaft mit hohem Wohlwollen an, und zeigte uns bei seiner Thronbesteigung die seiner Liebe zu den Wissenschaften entspringende Gewogenheit in dieser Stellung zu verharren, so daß wir die für eine Gesellschaft der Wissenschaften seltene Ehre hatten, mitunter den König des Landes den Vorsitz bei unseren Verhandlungen führen zu sehen.

Das ehrenvolle Amt, das mir die Gesellschaft in einer langen Reihe von Jahren so wohlwollend anvertraut hat, stellt mir bei dieser Gelegenheit eine Aufgabe, deren Schwierigkeit ich vollkommen fühle; ich glaube aber die Nachsicht beanspruchen zu dürfen, die eine Arbeit verlangen kann, welche zugleich die Erfüllung einer Pflicht ist. Wenn die jetzige Gedächtnißschrift die ganze Thätigkeit des verewigten Königs hätte umfassen sollen, so würden die mannigfachen Schwierigkeiten der Sache mich ohne Zweifel bestimmt haben, die Gesellschaft zu bitten, einem andern dazu Befähigten diesen Auftrag geben zu wollen; aber die eigene Natur der Sache scheint uns ein mehr begrenztes Ziel zu stecken. Nicht in seiner Eigenschaft als Fürst wählten wir ihn zu unserm Präses, sondern weil wir bei ihm die erhabene Stellung mit entschiedenem Sinne

für die Wissenschaften, mit einem außergewöhnlichen Reichthum von Kenntnissen und einer umfassenden Bildung vereint fanden.

Mit Rücksicht auf diese Eigenschaften also wurde es mir auferlegt, sein Gedächtniß zu feiern. Wohl ist es wahr, daß wir bei einer solchen Darstellung nicht vergessen dürfen, daß der durch seine hohe Bildung ausgezeichnete Mann auch einem Königsgeschlechte entsprungen und später selbst König wurde — die Schilderung würde in mehreren Beziehungen mangelhaft und einseitig werden, wenn wir dieß übersehen —, aber uns ist hier doch nicht die Pflicht auferlegt, in die verwickelten Staatsverhältnisse — vaterländische und ausländische — einzudringen, in welche seine hohe Stellung ihn brachte. Wir werden aus diesen Verhältnissen nur einzelne Züge hervorheben, um seine ausgezeichnete Persönlichkeit zu beleuchten. Aber bevor ich zu meiner Darstellung schreite, fühle ich mich aufgefordert, einem oft wiederkehrenden Einwande gegen alle Gedächtnißreden zu begegnen, die dazu bestimmt sind, einen Verstorbenen zu ehren, und welcher hier wieder mit vergrößerter Kraft auftritt, weil die Rede dem Könige des Landes gilt. Man wendet nämlich ein, daß der Verfasser solcher Reden oder Schriften durch den Zweck derselben genöthigt sei, nur die schöne Seite des Gefeierten darzustellen, und daß er somit ein falsches Bild statt einer wahren geschichtlichen Schilderung gäbe. Es sei mir erlaubt, dagegen zu bemerken, daß das Bild, welches irgend ein Zeitalter der Nachwelt von seinen ausgezeichneten Männern überliefert, von mannigfachen oft nur wenig übereinstimmenden Berichten und Urtheilen gebildet wird. Wie schwer ist es nicht dem Zeitgenossen, das ganze Wesen und Wirken eines Mannes mit vollkommener, allseitiger Unparteilichkeit zu durchschauen! Wie leicht geschieht es nicht, daß der Gedanke bei dem Unvollkommenen und Mißlungenen verweilt, so daß die unfreundlichen Gefühle einen überwiegenden Einfluß auf die Auffassung des Wesens und Wirkens des Mannes erhalten. Mir scheint, daß dieß ganz besonders seine Anwendung finde, wenn es einem Könige gilt, weil man sich nicht darauf beschränkt, alles Dasjenige zu verwerfen, was Schmeichelei gesprochen,

sondern selbst Das, was als solche verdächtig sein könnte. Mag denn die Gedächtnißrede den Platz unter den historischen Bildern einnehmen, der ihr gebührt, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie die Wahrheit ehrt, wenngleich sie die Absicht nicht verleugnet, ihr Bild in dem Lichte darzustellen, in welchem alle wohlwollenden Gefühle den Verstorbenen betrachtet wissen wollen. Ich habe einiges Vertrauen zu der Ueberzeugung, die ich hier ausspreche, denn ich war von meiner Jugend an gegen dergleichen Gedächtnißreden eingenommen, über welche ich so viele ungünstige Urtheile gehört und abschreckende Beispiele genug gesehen habe; da ich aber später mit Arbeiten vertraut wurde, in welchen nicht die elende Schmeichelei, sondern die Wahrheit im Dienste der Liebe das Wort führte, so ward es mir klar, daß es auch in solchen Werken möglich ist, lehrreiche Bilder zu geben, die der Geschichte von eben so großem Werthe, wie es gelungene Abbildungen für die Erinnerung an das Aeußere der Menschen sind, wenn wir in denselben die Treue herausfühlen, wenn auch nicht jedes Unschöne, jede Falte, jeder Fleck wiedergegeben ist. Diese Treue ist es, die ich hier zu bewahren versuchen werde, und die zu erreichen ich stets in früheren Arbeiten ähnlicher Art mich bestrebt habe. Möge man auch irgendwie welche andere Mängel darin finden, Mangel an Wahrheitsliebe, hoffe ich, wird man nicht erblicken.

Wir werfen natürlich zuerst unseren Blick auf die wenigen und unvollkommenen Nachrichten, die wir über die Erziehung des Verstorbenen besitzen, ein Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit um so mehr verdient, je ausgezeichneter der Mann war, der daraus hervorging. Es ist lehrreich zu sehen, wie die Naturanlagen des Kindes und des Jünglings in verschiedenen Graden die dargebotenen Bildungsmittel an sich zogen und von sich stießen. Seine fürstlichen Eltern suchten ihm den vorzüglichsten Unterricht zu verschaffen, und benutzten dabei den Rath der Männer, die, Jeder in seinem Kreise, ihnen ihres Vertrauens am würdigsten erschienen. Der gelehrte Ove Höegh Guldberg empfahl ihnen Niels Iversen Schow, der später als Professor der griechischen Sprache und der

Archäologie starb. Dieser Mann hatte gegen 14 Jahre, 1778 bis 1792, im Auslande und darunter eine lange Zeit in Italien zugebracht und sich einen Namen in der gelehrten Welt, besonders durch eine Arbeit über Hesychius, erworben. Im Auslande hatte ihm der Fürst Czartoryski die Erziehung seiner Kinder anvertraut. Während seiner philologischen Studien scheint er die historischen und philosophischen nicht versäumt zu haben, was man aus verschiedenen Abhandlungen schließen muß, die er einige Jahre später veröffentlichte, unter andern eine über die Frage: „Wie können Barbarei oder Rohheit und die Wirren der Gesellschaft neben der Cultur bestehen?" Wenn man dieser Abhandlung auch kein hohes wissenschaftliches Verdienst einräumen kann, so zeigt sie doch einen Verfasser, der einen Ueberblick über die Geschichte der Menschheit gewonnen hatte, vertraut mit den besten Schriftstellern war, die Nothwendigkeit der moralischen Grundlage für die Entwickelung der Menschheit lebhaft erkannte und eine ausgezeichnete Freisinnigkeit besaß. Er äußert sich gleichfalls über die großen Schwierigkeiten, welche das Hofleben der Erziehung eines jungen Fürsten entgegenstellt, und zwar in einer Weise, die einem Manne in seiner Stellung die größte Ehre macht. Die Wahl hätte nach diesem Allem sehr glücklich erscheinen sollen; aber es fanden sich doch Viele, die ihn nicht im Besitze der Eigenschaften glaubten, die bei einem Lehrer und Erzieher erforderlich sind; und als er sein Erzieheramt niederlegte und seine öffentliche Wirksamkeit bei der Universität antrat, wandte sich das allgemeine Urtheil ganz und gar gegen ihn. Inzwischen darf man doch annehmen, daß der junge Prinz durch Schow's Unterricht mit manchen nützlichen Wahrheiten und guten Grundsätzen bekannt ward, und daß er mit der Zugänglichkeit einer edlen jugendlichen Natur für das Schöne und Gute sich dieselbe zueignete, und dahingegen Anderes gleichsam von sich wies, was ihm mit weniger einsichtsvoller Auswahl dargeboten ward. Soviel scheint gewiß, daß der Prinz in einem reiferen Alter gefunden haben muß, daß der Unterricht Schow's ihm nicht unfruchtbar gewesen war, denn er bewahrte treu seine Gewogenheit für diesen

Mann, selbst dann als die öffentliche Meinung eine entgegengesetzte Richtung genommen hatte. Aber darf man auch mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Schow's Antheil an der Erziehung des Prinzen nicht ohne Frucht gewesen ist, so ward doch eine andere, weit weniger glänzende Wahl offenbar weit fruchtbringender. Der geistreiche Naturforscher Peter Abildgaard, seiner Zeit eine Zierde und eine der Stützen unserer Gesellschaft, empfahl als Lehrer in der Naturgeschichte für den Prinzen einen jungen Anverwandten, Hans Severin Holten. Ich hege die Vermuthung, daß Abildgaard's Verdienste um diesen Rath größer sind, als man beim ersten Anblicke wähnen möchte. Dieser Mann, dessen väterlichen Rath und Belehrungen ich in meiner Jugend das Glück hatte zu genießen, verband mit seinen ausgezeichneten Fähigkeiten, vielfachen Kenntnissen und reichen Erfahrungsschätzen einen lobenswerthen Trieb der Mittheilung derselben und eine seltene Gabe, durch freundlichen Rath zu leiten. Er genoß auch in den höchsten Kreisen eines großen Vertrauens, und äußerte stets eine herzliche Freude, wenn er dadurch etwas Gutes ausgerichtet hatte. Mir scheint es deßhalb ziemlich wahrscheinlich, daß er seinem jungen Anverwandten bei dem Verfahren im Unterrichten des jungen Fürsten manchen wohlthuenden Rath gegeben hat. In dieser Weise wirken edle Geister im Stillen und mit Recht hoffen sie ihre Thätigkeit weit über den ersten Gegenstand derselben hinaus zu verbreiten. Peter Abildgaard trug durch seinen Rath dazu bei, daß ein junger Fürst, den die Vorsehung später auf den Thron berief einen bildenden Unterricht in einer Richtung fand, die ihn ansprach, und dadurch in den Stand gesetzt wurde, seinem Vaterlande Ehre und Nutzen zu bringen. In dieser Weise hatte also Abildgaard, dem es überhaupt nicht genügte, sich selbst durch seine Wissenschaft Ehre einzulegen, sondern auch seinen Einfluß thätig zu darauf verwenden, das Emporblühen der Wissenschaften bei uns zu fördern, gleichfalls durch jene Rathschläge die Saat für eine lange Zukunft ausgestreut. Eine vorzügliche Gedächtnißschrift, die wir einem andern Mitgliede dieser Versammlung schulden, berichtet, wie Hol-

ten, ungeachtet die Unterrichtsstunden im Anfange nur beschränkt waren, die Wißbegierde seines fürstlichen Schülers dadurch zu erwecken wußte, daß er ihm ein kleines Museum anlegte und ihn selbst in's Freie führte, um Naturerzeugnisse aufzusuchen. Hierdurch erhielt derselbe eine nützliche Uebung, mit eigenen Augen zu sehen, und bei der Ordnung und Aufstellung dieser Gegenstände gewann sein Sinn für die Natur sowohl an Lebendigkeit wie an Schärfe. Ein herrliches Gemälde von Juul, das die Aeltern des Prinzen und ihre Kinder darstellt, erinnert in der anmuthigsten Weise hieran; der Prinz ist hier mit einem Schmetterlinge in der Hand abgebildet, den er seinen Aeltern zeigt. Durch Thomas Bugge wurde er in die experimentale Naturlehre eingeführt; Bugge's lebendiger und klarer Vortrag konnte ihm nur anziehend und fruchtbringend sein, und daß er denselben in der That mit Erfolg gehört hat, davon bin ich selbst ein Zeuge; ich erinnere mich noch lebhaft, mit wie klarem Verstande der junge Prinz die neuen Versuche auffaßte, die ich ihm im Jahre 1805 vorzuführen vermochte, als er von Holten begleitet die kleine physikalische Instrumentensammlung besuchte, die mir damals zu Gebote stand.

Unter den Lehrern des Prinzen ist auch unser ausgezeichneter Mathematiker Karl Ferdinand Degen zu nennen, der eigentlich als Lehrer des Prinzen Ferdinand angestellt war, aber von Bugge zugleich empfohlen wurde, den Prinzen Christian in der Mathematik zu unterrichten. Degen's mathematische Einsicht, seine ausgedehnten Kenntnisse der alten und neueren Sprachen, so wie seine übrige Gelehrsamkeit in vielen andern Fächern ist uns noch gegenwärtig; aber es ist andrerseits bekannt, daß er weit weniger dazu geeignet war, die Jugend in die Wissenschaft einzuführen, als Rathgeber und Führer Derer zu sein, die bereits die ersten Schwierigkeiten überwunden hatten. Es scheint ihm auch nicht gelungen zu sein, den Prinzen Christian in diese Wissenschaft einzuführen, zu welcher er doch muthmaßlich Anlagen hatte, wie man aus der großen Leichtigkeit, mit der er sich in das verwickeltste Rechnungswesen hineinzuversetzen wußte und aus der Klarheit schließen

kann, mit der er die Einrichtungen der Maschinen auffaßte. Ich hoffe, daß Niemand diese Bemerkungen als eine Herabsetzung des hochgeschätzten verstorbenen Mitgliedes unserer Genossenschaft, sondern als ein nützliches Beispiel deuten wird, daß man in der Wahl der Lehrer für Kinder und Jünglinge der höchsten Stände nicht so sehr auf einen berühmten Namen zu sehen hat, als vielmehr darauf, daß man die tüchtigsten für den Zweck geeignetsten derjenigen Lehrer wählt, die wegen ihres heilbringenden Einflusses auf die Jugend bekannt sind.

Nach diesem Allem könnte man leicht zu der Ansicht verleitet werden, als ob der junge Prinz gewissermaßen zum Naturforscher erzogen worden sei. Dieß würde jedoch mit der Wahrheit nicht übereinstimmen. Er ward zur Kenntniß der Natur in der Weise geführt, wie man in Hinsicht auf die allgemeine Bildung es ungefähr jedem Menschen wünschen möchte. Die Hauptsache des Verfahrens war die, daß er darin geübt wurde, die Gegenstände zu sehen und zusammenzufassen. Dieß führt nicht allein die Beobachtungsgabe, sondern auch, nach verschiedenen Richtungen hin, die Urtheilskraft zur Reife, die daran gewöhnt wird, das Erkünstelte und Spitzfindige zu verschmähen, das sich so häufig mit der Gelehrsamkeit vermischt, die uns sonst geboten wird. Selbst als er sich später so umfassende Kenntnisse in verschiedenen Theilen der Naturwissenschaft erwarb, daß die Naturforscher ihm gern einen Platz in ihren Reihen einräumten, war er mehr ein hochgebildeter, erfahrener Kenner, als ein eigentlicher Naturforscher.

Doch es verdient, daß wir unsere Aufmerksamkeit darauf hinlenken, wie es die Naturwissenschaft war, die einen Hauptbestandtheil seiner Erziehung ausmachte, ungeachtet sie damals nur von einzelnen Männern des Fortschrittes empfohlen wurde, und erst jetzt, ein halbes Jahrhundert später, sich einer allgemeinen Verbreitung nähert.

Es darf gleichfalls nicht unerwähnt bleiben — weil es von Einfluß auf seine Bildung war — daß Christian Colbjörnsen ihm Vorträge über die Grundsätze der Gesetzgebung hielt.

Was seine übrige Erziehung betrifft, so müssen wir bedauern, daß uns über dieselbe manche wünschenswerthe Aufklärung fehlt, doch können wir mit Sicherheit auf einen Theil davon schließen. Er lernte wenigstens die ihm wichtigsten lebenden Sprachen, so daß er sich mit Leichtigkeit in denselben auszudrücken vermochte. Dieß führte seine Stellung mit sich. Ein junger Fürst lernt die fremden Sprachen nicht allein von seinen Sprachlehrern; er muß oft mit Fremden sprechen, und findet dadurch eine wichtige Gelegenheit zur Uebung und besitzt eine immer rege Triebfeder, sich darauf zu befleißigen, diese Sprachen schön und gut zu reden. Die außerordentliche Leichtigkeit in Rede und Auffassung, die Prinz Christian besaß, mußte für ihn einen außergewöhnlichen Nutzen dieser seiner Verhältnisse bewirken.

Unter Denjenigen, die einen Einfluß auf die Erziehung des Prinzen geübt haben, verdient ohne Zweifel seine Mutter vorzugsweise genannt zu werden; ich habe wenigstens oft erzählen hören, daß sie sich derselben mit außergewöhnlichem Eifer annahm.

Es ist wohl der Mühe werth, einen Augenblick bei der Art und Weise stehen zu bleiben, wie die ganze hier geschilderte Erziehung sich bethätigte. Es ist eine natürliche Folge der Stellung eines jungen Fürsten, daß man ihm die Kenntnisse nicht unter denselben strengen Formen mittheilt, die bei dem Unterricht anderer Kinder obwalten. Er bedarf derselben nicht in derselben Weise und die Ausbildung für seine eigenthümlichen Standesverhältnisse erheischt außerdem einen Theil seiner Zeit. Es ist nicht sein Beruf, schwierige Religionsfragen zu entscheiden — es ist sogar Religion und Staat gefährlich, wenn er darauf eingeht —, es ist auch nicht sein Beruf, neue Wahrheiten im Reiche der Wissenschaften zu entdecken — es kann sogar zu einer schädlichen Vernachlässigung seines wahren Berufes führen, wenn er sich in dergleichen Sachen vertieft — es ist gleichfalls nicht sein Beruf, Künstler oder Dichter zu sein — eine irreleitende Eitelkeit könnte dadurch leicht ihren Einfluß auf seine Regierung üben — nicht einmal die Kriegskunst darf ein entschiedenes Uebergewicht in seiner Erziehung einnehmen

— hat die Natur ihn für die dem Staate oft gefährlichere als nützliche Bahn eines königlichen Kriegers bestimmt, so wird er sich leicht selbst dazu ausbilden. Nein, seine Erziehung muß ihm eine durch eine wohlgeordnete Kenntnißmasse entwickelte und unterstützte hohe Bildung verleihen, die ihn befähigt, die Brauchbarkeit seiner Umgebung und den Rath derselben aufzufassen und zu beurtheilen; er wird dann in den mannigfachsten Verhältnissen, die er leiten und überschauen soll, genügende Thätigkeit für seinen Geist finden; glücklich er und der Staat, wenn er sich nicht so auf das Einzelne einläßt, daß er dadurch verhindert wird, sich den Zusammenhang der großen Verhältnisse klar vor's Auge zu stellen.

Ein Jeder, der sich lebhaft die Wichtigkeit der Erziehung eines Fürsten vorstellt, wenn derselbe einst an die Spitze eines Volkes und Landes stehen soll, wird nicht den Wunsch zurückhalten können, daß sie mit der größten Einsicht angelegt werden möge. Als Leiter einer solchen Erziehung scheint ein Weltmann mit wirklicher Erfahrung und gesunder, einsichtsvoller aber ungekünstelter Menschenkenntniß erwählt werden zu müssen, wozu noch, als eine unabläßige Bedingung, geprüfte Rechtschaffenheit und Charakterfestigkeit erforderlich sind. Dieser Mann müßte die besonderen Lehrer erwählen, sowohl diejenigen, die zur körperlichen, als auch die, welche zur geistigen Entwickelung nöthig sind, und eine wohlberechnende Oberaufsicht über ihre Thätigkeit führen. Als Lehrer dürfte Niemand gewählt werden, von dessen Tüchtigkeit man nicht überzeugt ist, und zwar nicht allein hinsichtlich seiner Kenntnisse, sondern auch seiner Uebung sowohl im Leiten als im Lehren der Jugend. Unter denjenigen, die als tüchtige und geachtete Lehrer anderer Knaben bekannt sind, wird man leicht durch eine einsichtsvolle Wahl die herausfinden, die in Wahrheit einem Prinzen nützlich sind, und es verstehen, die Abänderungen ihres Verfahrens vorzunehmen, welche der ganze Unterrichtsplan erheischt. Der junge Fürst dürfte bereits früh auf passende Weise in Bekanntschaft und Gedankenaustausch mit ausgezeichneten Männern treten. Unter anderen hierzu passenden Mitteln dürfte es von vielem Nutzen sein, wenn der Leiter der

Erziehung, der für gewöhnlich mit dem jungen Fürsten würde zu speisen haben, häufig theils die Lehrer desselben, theils solche andere Männer zur Tafel zöge, deren Gespräche einem jungen Zuhörer belehrend und an welchen er in kluger Weise zu bescheidenem und doch freimüthigem Antheil veranlaßt werden könnte. Oft dürfte diese Wahl nur in der bloßen Absicht geschehen, daß der junge Fürst berühmte Männer zu sehen und zu hören bekäme. Allmälig dürfte es sich als nützlich erweisen, wenn der junge Fürst selbst Theil an der Wahl der Gäste nähme. Die Abwechselungen in der Gesellschaft würden die verschiedenartigsten Gegenstände zum Gespräch bringen. Ueberhaupt dürfte die Bildung des jungen Fürsten so viel wie möglich durch das lebendige Wort geschehen, durch das er in Zukunft selbst so häufig wirken und Einwirkungen empfangen soll. Selbst in der gewöhnlichen Erziehung dürfte es gewiß wünschenswerth sein, wenn das lebendige Wort und ein lebhafter Gedankenwechsel häufiger wäre als es unter gewöhnlichen Umständen möglich ist; aber wo die Mittel nicht durch jene gewöhnlichen Rücksichten beschränkt sind, dürfen sie auch nicht versäumt werden.

Doch ich darf mich nicht weiter von dem gegenwärtigen Gegenstande meiner Rede hinreißen lassen. Wenn auch die Erziehung des Prinzen Christian nicht nach einem so vollkommenen Plane durchgeführt ward, wie eine fortgesetzte Ueberlegung ihn vielleicht würde aufgestellt haben, so war sie doch weder ohne Sorgfalt angelegt, noch in ihrer Wirkung verfehlt. Der Prinz zeigte sich gleich in seinen ersten Jugendjahren nicht allein mit all' dem Anstande, der im gesellschaftlichen Tone, sondern auch mit all' der Bildung ausgerüstet, die eine außergewöhnlich glückliche Erziehung hervorzubringen vermag. Diese letztere setzte er nicht allein durch Studium, sondern auch durch Benutzung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse fort. Es war natürlich, daß sein wißbegieriger, vorwärtsstrebender, bereits so günstig vorbereiteter Geist sich von ausgezeichneten Männern angezogen fühlte und daß diese wieder von ihm angezogen werden mußten, selbst ohne Rücksicht auf seine erhabene Stellung; wohingegen er wiederum eine sich unwillkürlich

äußernde abstoßende Wirkung auf solche Menschen üben mußte, bei denen Rohheit und niedrige Gesinnung vorherrschend war, und daß er sich von diesen wiederum abgestoßen fühlen mußte, selbst dann, wenn ihr Mangel an Bildung durch äußerlich verliehenen Glanz verdeckt war. Man wird leicht errathen, daß er so Nutzen aus den höheren Gesellschaftskreisen zog, die sich ihm natürlich von selbst öffneten und in welchen er bald mit ausgezeichneten Männern des Vaterlandes, bald mit berühmten Fremden verkehrte.

Inzwischen fuhr er unausgesetzt fort, der Naturwissenschaft obzuliegen. Eine einigermaßen seltene meteorologische Erscheinung gab ihm die Veranlassung, sich zum ersten Male öffentlich als Pfleger dieser Wissenschaft zu zeigen. Im Jahre 1804 fiel hier ein sogenannter Schwefelregen. Sämmtliche Straßen Kopenhagens trugen am Morgen des 25. Mai deutliche Spuren des herabgefallenen gelben Staubes. Der Prinz hatte Gelegenheit, als er des Morgens um 7 Uhr mit den Truppen ausrückte, sich einen Ueberblick über einen Theil der Strecke zu verschaffen, über die der Regen sich verbreitet hatte. Die Naturforscher wußten zwar, daß dieser Staub durchaus nicht Schwefel, sondern daß er ein feiner Blüthenstaub sei, den der Wind aus den Nadelgehölzen emporwirbelt und mit sich führt, und den der Regen niederschlägt; aber die Erscheinung ist selten genug, um jedesmal zu neuen Untersuchungen aufzufordern. Der Prinz stellte selbst Versuche mit und Beobachtungen über diesen Staub an, und sammelte Nachricht von dem Gange dieser Naturbegebenheit ein. Seine Untersuchungen hierüber theilte er dem berühmten Blumenbach in einem Briefe mit, und dieser ließ wieder einen Auszug desselben in Voigt's „Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde und ihrer Hilfswissenschaften" IX. Band, S. 103 u. 104 abdrucken. Von Wichtigkeit ist die Beobachtung, daß dieser Regen von Blüthenstaub sich in einer Länge von mehr denn acht Meilen ausgedehnt hatte, welches man von einer Erscheinung dieser Art nicht leicht erwarten durfte.

Es ist natürlich, daß der Prinz, von der Bildung des Zeitalters ergriffen, auch mit demselben das lebendigere Gefühl für

Menschenrechte, für Freiheit, für das ununterbrochene Vorwärtsschreiten der Menschheit zur höheren Entwickelung theilen mußte. Er traf dieses Gefühl bereits bei verschiedenen Männern der hohen Kreise an, die ihm am nächsten standen. Ich würde Andreas Peter Bernstorff nennen, wenn dieser nicht dem trauernden Dänemark bereits entrückt worden, als der Prinz noch sehr jung (elf Jahre) war; aber der Geist, dem die Aufhebung der Leibeigenschaft und des Negerhandels, die Befreiung des Handels von so vielfachen Banden entsprungen, gehörte nicht ausschließlich Bernstorff; bei Schimmelmann, den Reventlow's, Colbjörnsen lebte er fort, nicht weniger als bei dem älteren Herzoge von Augustenburg, dessen Tochter später des Prinzen Gemahlin und eine Zierde des Thrones wurde. Ja, auch der Kronprinz Frederik (der spätere König Frederik VI.), der mit jugendlicher Wärme auf dieselben hohen Ziele hinarbeitete, theilte diese Gefühle. Es herrschte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein reger Eifer bei den höheren Ständen, die niederen zu größerer Freiheit, Bildung und Wohlstand emporzuheben. Doch es sei fern von mir hiermit behaupten zu wollen, daß die freisinnige Denkungsart des Prinzen vorzugsweise in diesen höheren Kreisen geweckt worden sei; unsere Schriftsteller verbreiteten sie; das Beste, das er in fremden Sprachen las, flößte ihm dieselbe ein. Man muß sogar gestehen, daß der Eifer, um Freiheit und Aufklärung zu verbreiten, in den höheren Kreisen zu erkalten begann, selbst bei den Männern, wo er früher am lebendigsten gewesen. Zwar bei diesen, das darf ich mit Sicherheit behaupten, war die Menschenliebe und der Freiheitsgeist an und für sich nicht eine geringere geworden, sondern eine gewisse mißmuthige Furcht war bei ihnen durch die gefährlichen Folgen entstanden, die der Mißbrauch der Freiheit zu Tage gefördert. Hierzu kam noch die Undankbarkeit, mit welcher die Schriftsteller, die das Vorwärtsschreiten auf dem Wege der Verbesserung zu langsam fanden oder die die Fehler bei den Unternehmungen der Regierung an's Licht zogen, sich bestrebten, und zwar nicht ohne Wirkung, dem Volke Geringschätzung gegen die Männer einzuflößen,

denen man die ersten Schritte auf der Bahn der Verbesserungen schuldete; ja, diese Schriftsteller schienen sich in ihrem Tadel oft recht sorgfältig zu bemühen, daß nirgends ein Lichtstrahl auf die Verdienste jener Männer fiele. Zwar ist es die hohe Forderung der Tugend, daß sich der Mensch durch dergleichen Drangsale nicht abschrecken lasse, aber abgesehen von den Schwierigkeiten, sich der Verstimmung ganz zu bemeistern, die dergleichen Einwirkungen hervorruft, dürfte man vielleicht nicht genug bedenken, daß diejenigen Regierungsmänner, die den Fortschritt fördern wollen, auch den Widerstand vieler anderer, dem Bestehenden zugethanen Männer zu überwinden haben, und nun in ihrer Wirksamkeit dadurch gelähmt werden, daß jene Widersacher die Ehrfurcht verlieren, die ihnen bis dahin eine gewisse Scheu einflößte, indem sie nun, wenn auch nicht mit Recht, so doch mit einem gewissen Scheine desselben, triumphirend behaupten können, sie hätten die klügere Ansicht gehabt, und dieselbe sei nur durch die Uebermacht der Anderen verdrängt worden. Ein solcher Weisheitsschein verleiht vielen geheimen Anhängern des Veralteten eine ihnen früher fremde Kühnheit, die Partei der Widersacher zu verstärken. Hierzu kamen noch in jener Zeitperiode verschiedene von ganz andern Seiten her in ihren Wirkungen rückwärts drängende Einflüsse. Während sich ein geistiger Widerstand gegen die das achtzehnte Jahrhundert charakterisirende zu ausschließliche Zulassung der Herrschaft des Verstandes erhoben, und während das Gefühl für Religion und Poesie warme Fürsprecher, besonders in Deutschland gefunden hatte, fühlte man sich oft aufgefordert, zu Wahrheiten zurückzukehren, die von einer falschen Verbesserungssucht zurückgedrängt, ja selbst verhöhnt waren. Aber dieser Rückgang blieb nicht bei den rechten Grenzen stehen. Sowie eine Bewegung in der unbeseelten Natur nicht gleichzeitig mit der Einwirkung der bewegenden Kraft aufhört, sondern sich fortsetzt, gerade weil das Willenlose seinen Zustand nicht zu ändern vermag, so geschieht es auch, nur mit dem aus der Natur der Dinge entspringenden Unterschiede, in der Entwickelung des Menschengeschlechts. Wenn die selbstständigeren Geister eine Bewegung hervorgerufen haben, erhält dieselbe bald eine

Schaar der Nachbeter, die, einmal hingerissen, die begonnene Richtung fortsetzen, ohne irgend eine Vernunftgrenze zu achten. Aber oft täuschen sie sich selbst und Andere in dem Wahn, daß sie durch die eigene, ihnen innewohnende Kraft vorwärtsschreiten, obgleich sie nur dem weitverbreiteten Naturgesetze folgen, daß das Willenlose die ihm gegebene Richtung fortsetzt, und seinen Lauf durch eigene Kraft nicht zu hemmen vermag. In dieser Weise geschah es auch hier; Viele fuhren mit der gegebenen Schnelligkeit bis weit in das Mittelalter hinein und verliebten sich in das Adels- und katholische Wesen desselben.

Diese Richtung gewann einen schädlichen Eingang in einen großen Theil der gebildeten Kreise, und besonders in viele der höheren, woselbst sie nicht wenige Männer antraf, deren Geist durch den Gang der Begebenheiten eine Wendung genommen hatte, die ihn empfänglich für eine solche neue Richtung machte. Einen nicht geringen Einfluß übte gleichfalls, wenn auch in ganz anderer Weise, die Bewunderung für Napoleon's mächtig und wohlthätig ordnendes, durch die Wirren der Zeiten noththuendes Selbstherrscherwesen.

Prinz Christian, in seiner jugendlichen Kraft, ließ nicht diese hemmenden Umstände seine Richtung bestimmen; er besaß eine überwiegende Neigung für die Freiheit und Verbreitung der Aufklärung. Dieß zeigte er bei verschiedenen Gelegenheiten, unter anderen durch das Wohlwollen, womit er den Bestrebungen ausgezeichneter Norweger, eine Universität in ihrem Vaterlande zu stiften, entgegenkam. Bei dem Feste, das aus Veranlassung der Stiftung dieser Universität im Jahre **1811** hier in Kopenhagen begangen wurde, und bei welchem verschiedene hervorragende Männer beider Reiche Reden hielten, trat auch der Prinz hervor und hielt mit dem ihm eigenen schönen Anstande, mit seiner klangvollen Stimme und seinem beredten Vortrage eine kurze, aber wohlgefaßte und passende Rede, die allgemeinen Beifall erhielt. Ich, der ich selbst mit warmer Theilnahme bei diesem Feste zugegen war, könnte dieß als Zeuge bestätigen, wenn nicht jedes Zeugniß hierüber überflüssig wäre.

Mit Recht darf dieser Schritt als der erste betrachtet werden, durch welchen der Prinz die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog und einer mehr als gewöhnlichen Beachtung in Hinsicht seines Geistes und seiner Bildung theilhaftig zu werden begann. Es ist uns Allen hinlänglich bekannt, wie der unberechnenbare Gang der Begebenheiten den Prinzen Christian dahin gelangen ließ, der Welt noch weit größere Beweise von seiner Liebe zur Volksfreiheit zu geben, und die Veranlassung war, daß er weit mehr für Norwegen auszurichten vermochte, als Jemand in jener Stunde ahnen konnte. Es kann uns nicht einfallen, die Sache so darzustellen, als ob die freie Verfassung Norwegens seinem Gedanken entsprungen sei: sie war vielmehr eine Frucht der Macht der Verhältnisse, die sich unter der Mitwirkung vieler freisinniger Norweger äußerte, aber seine Theilnahme an diesem wichtigen Werke war dessenungeachtet eine solche, daß es, ohne seine Achtung vor Freiheit und Völkerrechten und seinen glücklichen Sinn für Dasjenige, was in den gefahrvollen Tagen zum Wohle des Reiches, ja zur Rettung der Selbstständigkeit des norwegischen Volkes diente, nicht so glücklich würde gediehen sein. Hierzu kann noch das Lob ausgesprochen werden, daß er dieses Alles nicht ohne große Gefahr, seine Gerechtsame als künftiger dänischer Thronerbe zu verlieren, wagte.

Es war in seinem ersten Mannesalter, wo ihm die Gelegenheit ward, ein so großes Werk zu fördern, das weiter zu leiten und auszubilden der Lauf der Begebenheiten ihm doch nicht gestattete. Er wurde nun Gouverneur von der Insel Fühnen, wo er sich eine lange Reihe von Jahren in einem Wirkungskreise bewegte, der ihm zwar nicht die Macht verlieh, Vieles auszurichten, den er aber dennoch vielfältig zum Wohle des Landes zu benutzen wußte. Nachdem er von den heftigsten politischen Stürmen umhergeworfen war, fand er hier eine Ruhe, die er gewiß nicht gewünscht hatte, die aber bei dem tüchtigen Manne die Frucht des Nachdenkens und der Erfahrung zur Reife zu bringen pflegt.

Er unterbrach diese Ruhe durch Reisen in's Ausland, von denen die bedeutendsten in die Jahre 1818—22, eine spätere in das

Jahr 1838 fiel. Er besuchte, zum größten Theil von seiner bewunderten Gemahlin begleitet, die aufgeklärtesten Länder, und machte dort die Bekanntschaft ihrer Regenten und Staatsmänner. Es gab wenige der Regenten Europa's, mit denen er nicht persönlich bekannt wurde; selbst die russischen Kaiser Alexander und Nikolaus, deren Land er nicht besuchte, lernte er auf seiner Reise in Deutschland kennen und gewann ihre Freundschaft. Man wird kaum irgend einen bedeutenden Staatsmann jener Zeit nennen können, mit dem er sich nicht unterhalten hätte. Es ist bekannt genug, daß er von allen seinen hohen Standesgenossen und von den ausgezeichnetsten Staatsmännern mit der größten Hochachtung empfangen wurde und daß man mit einer noch größeren sich seiner erinnerte. Wir wollen einen Augenblick unsere Gedanken besonders bei dem Einflusse verweilen lassen, den dieß auf seine Staatskunst ausüben mußte. Es darf kaum bezweifelt werden, daß der Umgang dieser Art für ihn höchst lehrreich ward; aber man wagt kaum eine grundlose Vermuthung, wenn man glaubt, daß derselbe mehr Warnungen hinsichtlich der Vorsicht bei Einführung von Verbesserungen enthielt, als wünschenswerth gewesen ist. Es sind kaum die ersten Reisen, die diesen Einfluß in einem irgendwie hohen Grade geübt haben — der Antheil, den er an den norwegischen Begebenheiten genommen hatte, machte ohne Zweifel die Fürsten und regierenden Staatsmänner, während die Sache noch in einigermaßen frischem Andenken stand, mehr zurückhaltend gegen ihn; aber die spätere Reise im Jahre 1838 scheint vornehmlich einen solchen Einfluß auf ihn geübt zu haben. Die Lenker der Staaten begegnen in ihren Bestrebungen so vielen Schwierigkeiten, erblicken so häufig verdrießliche Folgen der Neuerungen, die sie in der besten Absicht eingeführt hatten, haben überall so viel Gelegenheit, die Mißlichkeiten zu beobachten, die den kühnen Veränderungen entspringen, daß sie zuletzt gar zu sehr damit zögern. Die unausgesetzte und anstrengende Beschäftigung, Ordnung und Festigkeit in den bestehenden Verhältnissen aufrecht zu erhalten, rückt ihnen oft die Gefahr, der man sich aussetzt, indem man die neuen Fortschritte nicht wagt,

gar zu weit aus dem Gesichtskreise. Man darf zwar der Wahrheit gemäß behaupten, daß Prinz Christian hierdurch nicht seine alte Liebe für freie Staatseinrichtungen verlor — er legte hiervon Zeugnisse genug ab, als Prinz durch seine Mitwirkung bei der Ständeinstitution, als König, indem er der communalen Verwaltung einen größern Wirkungskreis anwies, als früher bestimmt war; die Oeffentlichkeit der Regierungsverhandlungen begünstigte; die vollständige Oeffentlichkeit im Finanzwesen anordnete; freiere Handelsgesetze und die Bestrebungen für allgemeine Wehrpflicht begünstigte; die Negerfreiheit in unsern westindischen Colonien ordnete, und endlich, indem er das freiere Verfassungswerk begann, an dessen Vollendung ihn der Tod zwar hinderte, dem er aber doch im Tode die erste Bewegung gab, die von seinem erhabenen Nachfolger aus freiem Antriebe und mit Liebe fortgesetzt wird, um ihm die baldmöglichste Vollendung zu verleihen — aber vielleicht würde er schnelleren Schrittes mit diesem Werke vorgegangen sein, wenn er nicht vielen gewiß gewichtigen Warnungen, die er von bedeutenden Staatsmännern empfangen hatte, einen gar zu großen Einfluß auf sein Verfahren gestattet.

Ich fühlte mich hier aufgefordert, der Geistesrichtung des verewigten Fürsten in einer ihrer mannigfachen Aeußerungen zu folgen; ich kehre jetzt zu der Zeitfolge zurück. Prinz Christian wurde im Jahre 1809 Präses der hiesigen Kunstakademie. Hierin lag für ihn eine neue Triebfeder, sich mit den schönen Künsten zu beschäftigen, die ihm bereits früher so lieb waren. Jeder, wenn er überlegt, wie vielfach die schönen Künste sich verzweigen, wie sie einerseits die Dichtkunst, die Geschichte, die Theorie des Schönen berühren, andrerseits so mannigfache Fertigkeiten erfordern, ja in vielen verschiedenen Weisen mit den Handwerken in Bündniß treten, wird leicht einsehen, eine wie reiche Veranlassung hier einem Manne zum Nachdenken und innerem geistigen Fortschreiten verliehen wurde, dessen Sache es nicht war, eine ihm anvertraute Leitung in einen leeren Ehrenposten umzugestalten. Hierzu kam, daß die Akademie der schönen Künste ihre vielen, wenn ich

mich so ausdrücken darf, häuslichen und bürgerlichen Bedürfnisse hat, an deren beste Regelung und Erhaltung der hohe Präses keinen geringen Antheil nahm. Daß sein Geschmack für die Kunst und seine Kenntnisse von den Bedürfnissen derselben und deren Ausüber durch seine Reisen und namentlich durch seinen Aufenthalt in Italien in einem hohen Grade mußten gesteigert werden, wird man gleichfalls leicht einsehen. Schon dem nur schaulustigen Reisenden bieten die Museen und Kunstwerke die schönste Gelegenheit zum Genusse und zur Ausbildung des Geschmackes dar; ist der Reisende ein Kenner, so bietet sich ihm noch mehr Gelegenheit, und sowohl die Kunstfreunde wie die Künstler kommen seinen Wünschen entgegen. Denkt man sich aber nun die Vereinigung von Kunstliebe, unermüdlichen Eifer zu sehen und zu lernen, und hierzu noch die erhabene Stellung, die unsern Prinzen begünstigte, so wird man sich leicht vorstellen können, wie vielen Nutzen er aus seinen Reisen gezogen hatte. Auf denselben ergriff er gleichfalls die Gelegenheit, sich schöne Kunstschätze zu erwerben, namentlich müssen wir von solchen eine herrliche Sammlung antiker Vasen nennen.

Für sein Studium der Naturwissenschaft wurden diese Reisen nicht weniger fruchtbar. Die Umstände haben mir hiervon eine nähere Kenntniß verschafft. Auf meinen späteren Reisen hatte ich oft Gelegenheit, die Orte zu besuchen, wo er und seine anmuthige Gemahlin verweilt hatten. Neben den Gefühlen, welche die Schönheit, die Geistesbildung und das liebenswürdige Benehmen des erhabenen Paares eingeflößt hatten, sprach man mit Bewunderung von der Einsicht, die Prinz Christian an den Tag gelegt, wenn er die Museen besuchte. Es ist mir nicht entgangen, daß die erhabene Stellung des Mannes hier und dort einigen Einfluß auf die Stärke des Ausdrucks übte, womit das Lob und die Bewunderung ausgesprochen wurde; aber ich habe mir selbst mit Gewißheit sagen können, daß seine Kenntnisse nicht weniger als seine übrigen edlen Eigenschaften sich aufrichtige Hochachtung erwarben. Auf diesen Reisen fand er oft Gelegenheit, für seine naturwissenschaftlichen

Museen Erwerbungen zu machen, sowie er auch oft mit fürstlicher Freigebigkeit die Gelegenheit ergriff, fremde Sammlungen mit Gegenständen, welcher dieselben entbehrten, zu bereichern. Seine Reisen brachten ihn gleichfalls in dauernde Beziehungen zu vielen Gelehrten, unter denen ich nur Cuvier, Arago, Davy, Humboldt, Brogniard nennen will. In Neapel gab ihm ein Ausbruch des Vesuvs Gelegenheit, selbst an Ort und Stelle Untersuchungen anzustellen, die er in einer Abhandlung niederlegte, welche in der neapolitanischen Gesellschaft der Wissenschaften vorgelesen und später in ihre Schriften aufgenommen wurde.

Bei seiner Rückkehr im Jahre 1822 von seinen großen Reisen in's Ausland müssen wir einen neuen Hauptabschnitt seines Lebens setzen. Er hatte nun der hohen Bildung, die er schon zu den Reisen mitbrachte, diejenige hinzugefügt, welche dieselben dem gutvorbereiteten, Zeit und Gelegenheit wohl benutzenden, vom Glücke begünstigten Manne zu verleihen vermögen. Es würde unserer Absicht nicht entsprechen, wenn wir unsere Darstellung mit Hinsicht auf die zwei Zeitperioden, die er von nun an unter uns verlebte, erst als Prinz und später als König, zu theilen versuchen wollten; denn es charakterisirten ihn während dieser ganzen Zeit dieselben Eigenschaften, und wir würden genöthigt sein, uns selbst beständig zu wiederholen, wenn wir in Folge der allerdings bedeutenden Verschiedenheiten, welche diese beiden Stellungen mit sich führten, unsere Darstellung theilen wollten. Seine Hofhaltung zeichnete sich sowohl während er Prinz war als auch später, nachdem er König geworden, durch dasjenige Gepräge von Schönheitssinn — dieses Wort in seiner ausgedehntesten Bedeutung genommen — aus, das selbst nicht dem flüchtigsten Beobachter zu entgehen vermag. Man hat dieß oft als die Folge von Prachtliebe bezeichnet; aber will man, wie man es muß, einen Unterschied zwischen Prachtliebe und Schönheitssinn machen, so muß der Tadel entweder ganz wegfallen oder doch ein Gegenstand des Zweifels werden. Die Prachtliebe äußert sich darin, das Glänzende und Kostbare zu erstreben, um dadurch andere Menschen zu überbieten, und Dieß ist ohne

Verschwendung kaum möglich; wohingegen der Wunsch, in einer schönen Umgebung zu leben — obgleich er zwar nicht ohne Kosten zu befriedigen ist — mit haushälterischem Sinne vereint sein kann, und dieß war im Ganzen genommen der Fall bei unserm verblichenen Könige. Mit Rücksicht auf seine Wohnung muß man den König sogar genügsam nennen. Sein Sommeraufenthalt „Sorgenfrei", den er sowohl wegen der sich daran knüpfenden Jugenderinnerungen als wegen seiner schönen Umgebungen liebte, war eigentlich zu klein für einen Fürsten, geschweige denn für einen König. Den Palast, den er hier in Kopenhagen schon als Prinz bewohnt hatte, zog er auch als König dem weit größeren und prächtigeren Schlosse Christiansburg vor, welches er nur bei einigen wenigen größeren Festlichkeiten benutzte. Selbst seine Tafel, die Viele, getäuscht durch falsche Vergleiche, der Verschwendung anklagten, hat man, wie ich glaube, mit Unrecht dieser Eigenschaft geziehen. Nicht durch Verschwendung zeichnete sie sich aus — bei großen Gutsbesitzern und reichen Kaufleuten findet man oft ebenso reichbesetzte Tafeln —, sondern durch eine Vereinigung alles Desjenigen, was sowohl den Schönheitssinn wie den Geschmack auch in des Wortes niederer Bedeutung befriedigt. Ein scharfer innerer, wenn ich mich so ausdrücken darf, geistiger Sinn ist in der Regel mit scharfen äußeren Sinnen verknüpft, und die harmonische Befriedigung der daraus entspringenden Forderungen darf nicht der Genußsucht einer rohen Sinnlichkeit zur Seite gestellt werden. Große Tafeln, zu denen Viele eingeladen waren, gab er nicht so häufig, wie sein durch seine Genügsamkeit und große Mäßigkeit bekannter Vorgänger, und nur diese waren es, die man reichbesetzt nennen konnte; wollte man aber gerecht sein, so konnte man sie nicht verschwenderisch nennen; seine tägliche Tafel, zu welcher nur Wenige hinzugezogen wurden, war keineswegs reicher besetzt als wie man dieß in großen Häusern bei einer gleichen Anzahl von Gästen findet.

Seine schöne und reizende Häuslichkeit belebte er, indem er häufig Männer von ausgezeichneten geistigen Vorzügen um sich versammelte. Ich will mich nur wenig bei den großen Tafelgesell-

schaften oder den noch weit zahlreicheren Abendzirkeln aufhalten, woselbst das Eigenthümliche weniger hervortretend war. Und doch hatte man selbst in diesen größeren Kreisen Gelegenheit, seine seltene Begabtheit zu bewundern, die verschiedenartigsten Gespräche zu führen, die bei solchen Gelegenheiten so kurz sein und unter so Vielen wechseln müssen. Dieses Gefühl verschmolz zugleich mit dem Eindruck, den man von seiner männlichen Schönheit und seinem edlen Anstande empfing. Es sei mir hinzuzufügen erlaubt, damit man in der Erinnerung an diese schönen Kreise Nichts vermisse, daß der Eindruck, den man von der Persönlichkeit des Königs empfing, sich gleichsam verdoppelte, wenn man an seiner Seite die geliebte Königin erblickte, die nicht allein durch ihre Schönheit, sondern auch durch ihre hohe Gestalt und ihren edlen Anstand für ihn und für den Thron geschaffen zu sein schien. Die großen Abendgesellschaften wurden fast immer durch Musik verschönert. Unsere bedeutendsten inländischen Sänger und Musiker hatten hier Gelegenheit mit den berühmtesten ausländischen zu wetteifern, und die Gesellschaft hatte hierdurch die herrlichsten Genüsse. In den kleineren Gesellschaften, die Christian der Achte sowohl als Prinz wie als König um sich versammelte, trat seine Persönlichkeit noch vollständiger in all' ihrer Eigenthümlichkeit hervor. Die Mittheilung war hier natürlich freier und inhaltsreicher. Man erblickte hier Gelehrte, Künstler, ausgezeichnete Beamte, vermischt mit den vornehmsten Mitgliedern des Hofes. Berühmte Fremde wurden in der Regel an seinen Hof geladen und mit ihnen solche Männer, mit denen zusammenzutreffen ihnen am erwünschtesten sein mußte. Die Gesellschaft erhielt ihre Einheit durch die Art und Weise, in welcher Fürst und Fürstin sich als Wirth und Wirthin zeigten. Dieß galt nicht allein hinsichtlich der Unterhaltung, oft trugen auch merkwürdige Gegenstände dazu bei, der Gesellschaft einen Vereinigungspunkt zu verleihen: bald war ein neues Kunstwerk zu sehen, bald führte er die Gesellschaft in seine schöne Sammlung antiker Vasen ein, mitunter, besonders wenn Naturforscher sich in der Gesellschaft befanden, zeigte er ihnen seine herrliche Sammlung von Mineralien

und Conchylien; überall war er selbst der kundige Wegweiser. Des Sommers führte er oft seine Gäste in der schönen Umgegend von „Sorgenfrei" umher. Fremde Gäste fuhr er mitunter zu Wagen sehr weit, um ihnen die schönsten Orte zu zeigen.

In den kleineren Abendzirkeln lasen unsere bedeutendsten Dichter ihre Werke vor, oft noch ehe dieselben veröffentlicht waren; und der Dichter fühlte sich nicht allein durch die Ehre belohnt, sein Werk in einem solchen Kreise vorzutragen, sondern auch durch die Aufmerksamkeit, womit er gehört und die Einsicht, womit der Beifall gespendet wurde.

In den kleineren Kreisen des Hofes fanden auch Mittheilungen und Unterhaltungen anderer Art statt, unter andern die Vorzeigung neuer wissenschaftlicher Versuche.

Man darf es zwar nicht leugnen, daß Christian der Achte eine gewisse Vorliebe für das Aristokratische hegte; aber es muß hervorgehoben werden, daß diese Denkungsart weit entfernt war, eine engherzige Herrschschaft bei ihm zu üben. Er zog alle Arten von Verdiensten an sich und hielt nicht einen hohen Rang von nöthen, um einem Manne den Zutritt bei seinem Hofe zu gewähren; man erblickte dann und wann Männer, denen weder die Geburt einen Rang verliehen, noch die irgendwie ein Titel in seine Kreise eingeführt hatte.

Unter den Beispielen, wie er die üblichen Formen edleren Rücksichten hintanzusetzen wußte, verdient es vielleicht angeführt zu werden, daß er als Prinz einige Jahre die Vorlesungen fleißig besuchte, die ich in der Regel monatlich über die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaft zu halten pflege, welche damals, sowie es noch jetzt der Fall ist, von den verschiedensten Ständen besucht wurden und wo der Handwerkerlehrling neben dem Meister auf derselben Bank sich niederlassen kann, die von Beamten, Studenten u. s. w. besucht sind. In diesem Zuhörerkreise nahm auch der Prinz Platz. Ich glaube, daß ihn hierzu nicht allein der Inhalt des Vortrags bestimmte, denn er war wohl überzeugt,

daß ich ihm denselben auf andere Weise bereitwillig würde mitgetheilt haben, sondern daß er zugleich ein äußerliches Zeugniß von seiner Liebe zu den Wissenschaften ablegen wollte, und zwar in der Ueberzeugung, daß dergleichen nicht ohne nützliche Wirkung bleiben könne.

Es zeigte sich bereits vor seiner Thronbesteigung, daß seine Liebe zur Naturwissenschaft, zur Poesie und Kunst ihn nicht davon abgehalten hatte, sich eine große Gewandtheit in Geschäften und deren Leitung zu erwerben. Diejenigen, die Gelegenheit gehabt hatten, hierin Erfahrung zu machen, wußten es bereits lange; während seiner Regierung wurde es allgemein bekannt. Wir selbst hatten ihn innerhalb der Grenzen unserer Gesellschaft die Verhandlungen mit einer solchen Einsicht, mit einem solchen Sinne für das Rechte leiten sehen, daß er uns dadurch Hochachtung abnöthigen mußte, selbst wenn seine Stellung gar nicht in Betracht gezogen wurde. Unter den vielen Wirkungen, die seiner hohen und vielseitigen Bildung entsprungen und die sich in seinem Auftreten als König zeigten, verdient es genannt zu werden, daß er niemals einem Beamten seine Gewogenheit freimüthigen Einspruchs halber entzog. Er konnte zwar augenblicklich seine Unzufriedenheit darüber äußern — es geschah wohl auch oft, daß es dem Widersprecher nicht glückte, eine Meinungsveränderung des Königs zu erreichen, aber unangenehme Folgen hatte Niemand seiner Freimüthigkeit wegen zu erwarten.

Es ist bekannt, daß die Mehrheit vor der Thronbesteigung Christians des Achten der Ansicht war, daß er die weitumfassenden Regentenarbeiten scheue und sich für gewöhnlich nur eiteln Lebensgenüssen hingeben würde. Diese Meinung, welche Diejenigen, die ihn kannten, durchaus nicht theilten, wurde schnell durch die Wirklichkeit widerlegt. Man hatte bald Gelegenheit genug zu erfahren, daß er keinem Regierungszweige seine Aufmerksamkeit entziehen wollte. Man fand ihn unermüdlich, wenn es galt, sich mit den Gegenständen bekannt zu machen, und er ließ sich mit Sachkenntniß selbst in unbedeutende Einzelheiten derselben ein. Man

dürfte vielleicht sagen, daß er hierin zu weit ging und sich selbst daran hinderte, die Ruhe zu genießen, die erforderlich ist, um die großen und weitumfassenden Angelegenheiten des Reiches zu überdenken; aber es sei mir erlaubt, ohne jedoch gegen eine solche Behauptung ein entscheidendes Wort einlegen zu wollen, zu bemerken, daß sein Eifer der bedeutenden Wirkungen nicht entbehrte. Seine Arbeitsamkeit war durch eine bewundernswerthe Leichtigkeit, den Hauptinhalt der ihm vorgelegten Papiere herauszufinden, unterstützt. Man sah ihn oft einen Bericht gleich bei der Ueberreichung durchlaufen und in einer unglaublich kurzen Zeit den Inhalt desselben dermaßen auffassen, daß er im Stande war, mit voller Sachkenntniß darüber zu sprechen. Es ist allgemein bekannt, aber es verdient doch besonders hervorgehoben zu werden, daß seine Regententhätigkeit nicht der Einseitigkeit unterworfen war, zu der dann und wann die Regenten sich hingeben, wenn sie in ihrer Jugend mit irgend einer Kunst oder Wissenschaft sich beschäftigt haben. Ungeachtet er mit ausgezeichnetem Glücke viel Zeit auf die Naturwissenschaft verwandt hatte, kann doch nicht gesagt werden, daß er dieselben als König vorzugsweise begünstigte; er schenkte ihr seine königliche Fürsorge in derselben Weise, wie er sie andern wichtigen Angelegenheiten zukommen ließ. Ebenso verhielt es sich mit der Kunst. Es hat sogar manche Klage hervorgerufen, daß er nicht diese seine alten Lieblingsgegenstände genug begünstigte; aber ich glaube doch, daß man dem haushälterischen Sinne seine Achtung zollen muß, den er in dieser Richtung an den Tag legte und welcher mit seiner ebenso wichtigen wie wohlthätigen Anstrengung das Finanzwesen des Staates auf einen guten Fuß zu bringen, verknüpft war.

In dem Augenblicke, wo ich im Begriffe bin, diese Gedächtnißschrift zu schließen, befinden wir uns in einer ganz neuen Zeitperiode, die nicht allein unserem geliebten Vaterlande, sondern ganz Europa, ja dem ganzen Menschengeschlechte aufgegangen ist. Die Zeit, in welcher ich diese Gedächtnißschrift ausarbeitete, war eine

ganz andere als die gegenwärtige. Es ist wahr, der Freiheisgeist, der sich jetzt so mächtig offenbart, lebte und wirkte bereits in allen vorwärtsstrebenden Männern und forderte und hoffte große Verbes=serungen. Ja selbst unter Denen, die sich gewissermaßen bestrebten, das nach ihrer Ansicht gar zu ungestüme Fortschreiten zurückzuhal=ten, gab es Viele, die sich dasselbe Ziel für die Entwickelung der Menschheit steckten, nur daß sie ein größeres Gewicht auf die Ge=fahren legten, die jeden Schritt auf dieser Bahn begleiten könnten. Aber jetzt, wo der Freiheitsgeist sich so plötzlich, so umfassend, auf einmal so versprechend und so gefahrdrohend verkörpert hat — jetzt, sage ich, wird man fordern, daß diesem Geiste weit größere Zuge=ständnisse hätten gemacht werden sollen. Doch weit entfernt, mich der Unwahrheit schuldig zu machen, die in der Umarbeitung meiner Darstellung aus dergleichen Rücksichten liegen würde, will ich viel=mehr so schließen, wie ich es mir vom Anfange an vorgenommen hatte, indem ich es ausspreche, daß sein gebildeter und von der Nothwendigkeit freier Staatsverfassungen durchdrungener Geist sich auch in seinen Regierungsmaximen äußerte. Zwar glaubten wir, daß er hinsichtlich der Ausführung derselben gar zu langsam fort=schreite, aber gestehen müssen wir doch, daß der König, welcher während einer nur siebenjährigen Regierungszeit so viele, den Volks=geist belebende, von uns bereits genannte Institutionen eingeführt und noch umfangsreichere vorbereitet, — der hat auch gezeigt, daß er als König nicht die Achtung vor Freiheit und Menschenrechten vergessen, von der er früher so offene Beweise gegeben hatte. Und wenn wir auch finden möchten, daß dieses Alles nicht genug war, um den großen Forderungen unseres bedeutungsvollen Zeitalters zu genügen, so wollen wir doch zugestehen, daß, von dem Standpunkte aus betrachtet, auf welchem sich vor Kurzem noch fast alle Regie=rungen befanden, es nicht wenig war. Jetzt aber, da die mächtige Bewegung der Geister in ihren Forderungen weniger schonend sein wird, wage ich die Gegenforderung aufzustellen, daß man bei der Beurtheilung Christians des Achten nicht vergessen darf, ihn

mit anderen Königen seines Zeitalters zu vergleichen. Kann er sich auch nicht dem Urtheilsspruche von Seinesgleichen unterwerfen, so möge er doch mit Seinesgleichen gerichtet werden, und es wird sich dann herausstellen, daß er unter denselben durch königliche Thaten ebenso hoch dasteht, wie durch Einsicht und Bildung.

Dänenthum.

(Rede, gehalten in der Gesellschaft für die Beförderung der dänischen Literatur am 4. Februar 1836.)

Dänenthum.

Es gab eine Zeit, wo fremde Menschen, fremde Sprachen, fremde Sitten einen so großen Einfluß auf uns hatten, daß der Widerstand, auf welchen sie endlich trafen, ein wahrer Beweis von der erwachenden Kraft bei dem dänischen Volke war. Die Männer, welche in Wort und Schrift das Gefühl des eigenen Werthes bei dem Volke hervorriefen, haben deßhalb einen unvergänglichen Anspruch auf unsere Dankbarkeit. Selbst Diejenigen, welche mit minder tiefem Gefühl und aus einem ihnen selbst unbewußten Nachahmungstriebe derselben Richtung folgten, und zufolge dem bei minder selbstständigen Geistern so häufigen Hange zur Uebertreibung den Mund zu voll von Dänenthum nahmen, haben sich eine Art Verdienst um das Vaterland erworben. Aber mit Freude können wir uns selbst sagen, daß die Zeit vorüber ist, wo derartige Aeußerungen vom Dänenthum irgend eine Billigung finden konnten. Wir haben jetzt viel mehr Grund, auf unserer Hut zu sein gegen die mißverstandene Vaterlandsliebe, welche uns und was unser ist über alles Andere in der Welt erhebt. Die Selbstzufriedenheit, welche das Schmeicheln einflößt, ist ein süßes, aber betäubendes Gift. Zwar schränkt die mächtige Natur, welche die Eigenthümlichkeit des Volkes unter den mannigfaltigsten störenden Einwirkungen aufrecht erhält, auch diese in sehr enge Grenzen ein, aber unschädlich bleibt sie nicht ohne das Gegengift echter Selbstkenntniß. Eines Volkes Wohl wird nicht dadurch befördert, daß es sich selbst die größt-

mögliche Menge von eingebildeten Vorzügen — um so sicherer eingebildeten, je größer sie sind — zuschreibt, sondern durch die Bestimmung, sich selbst kennen zu lernen, und unabläßig sich so zu bilden, daß es in der großen, aufgeklärten, unaufhörlich fortschreitenden Völkergemeinde, wovon es ein Glied ist, einen ehrenvollen Platz einnehmen kann. — Ich glaube daher, daß es nicht überflüssig sein dürfte, so oft auch bei uns schon von Dänenthum die Rede gewesen ist, diesen Begriff einer neuen Betrachtung zu unterwerfen. Wir wollen damit beginnen, einen Blick auf die Geschichte zu richten, ohne welche man sich keine richtige Vorstellung von dem Wesen eines Volkes machen kann, und aus welcher man auch durch Mißverstand fast alle falschen Vorstellungen davon schöpft.

In den frühesten Zeiten, wovon unsere Geschichte weiß, war das dänische Volk durch Tapferkeit und Kriegsunternehmungen ausgezeichnet, und erhob sich dadurch eine lange Zeit zu großem Ansehen, besonders auf Kosten der ausgearteten Südländer und des innerlich zerrissenen Britanniens. Aber allmälig, als sich in dem südlichen und westlichen Europa eine größere, zum Theil aus der Nordbewohner eigenem Geschlecht entspringende Widerstandskraft entwickelte, wurde der Däne mehr auf sein eigenes Land und die nicht so leichten Eroberungen, die er in den Nachbarländern machen konnte, beschränkt. Fern von den Gegenden, wo Gelehrsamkeit, Künste und Handel ihren Hauptsitz hatten, empfing sein Land nur sparsame Strahlen von deren Segnungen. Wir würden uns selbst Unrecht thun, wenn wir die Kraft verhehlten, womit dänische Männer sich Gelehrsamkeit und Wissenschaft aneigneten, wenn sie diese auch weither holen mußten; aber rasch und eingreifend konnte die Ausbreitung der Bildung unter den damals stattfindenden Bedingungen nicht sein. Noch minder war es den Dänen des Mittelalters möglich, sich in irgend einem bedeutenden Grade die Vortheile des Handels und die ihn begleitenden gesellschaftlichen Fortschritte anzueignen, da das Land den großen Handelswegen jener Zeiten so ferne lag.

So war es denn natürlich, daß der größte Theil der zu uns

gelangenden fremden Aufklärung uns aus dem südlichen Nachbarlande herübergebracht wurde, und noch mehr, daß der Handel meist Deutsch war. Deßhalb sehen wir auch, daß man schon früh über das Eindringen deutscher Sitten klagte. Doch dieses Eindringen würde einen nur sehr beschränkten Wirkungskreis gehabt haben, wenn die Fremden nicht den größten Theil von dem Handel des Landes in ihre Hände zu ziehen gewußt hätten, während es dem Volke sowohl wie der Regierung an Einsicht und Macht fehlte, diese Unterdrückung zu verhindern; denn eine Unterdrückung war es, daß der Handel ringsum im Lande von Fremden getrieben, das Mark des Landes ausgesogen wurde und fremde Sitten sich durch unzählige Adern unter dem Volke ausbreiteten. Zwar mußte diese Wechselwirkung beitragen, manchen Rest alter Barbarei auszurotten, aber die nächste Wirkung war doch zu beklagen; das Land verfiel in Ohnmacht und Unselbstständigkeit. Eine Begebenheit, welche bei oberflächlicher Betrachtung geeignet scheinen konnte, den Volksgeist völlig zu unterjochen, in dem nächsten Zeitverlaufe auch wohl den deutschen Einfluß vermehrte, war es, daß man einen deutschen Fürsten einlud, auf Dänemarks Königsstuhle Platz zu nehmen. Aber eine nähere Ueberlegung zeigt, daß dieß ein glücklicher Schritt in dem Gange war, welchen die Entwickelung des dänischen Volkes genommen hatte. Die alte rohe Kraft ward von dem Christenthume und der damit erfolgenden Aufklärung gedämpft. Das Volk hatte zu viel von deutschem Einfluß empfangen, als daß es mit Nutzen zu einer früheren Bildungsrichtung hätte zurückkehren können. Sie hatten lange genug Deutsche aufgenommen, welche nicht Dänen wurden; es war nun ersprießlich, Deutsche aufzunehmen, welche die Dänen lieben konnten sowohl wegen des dänischen Fürstenblutes, das in ihren Adern rann, als auch wegen des Platzes, den sie im Staate auszufüllen und so einem Stamme Ursprung zu geben hatten, der mit der Zeit Dänisch mit Leib und Seele wurde. Die deutschen Kaufleute brauchten ihre Ueberlegenheit nur, um die Dänen zu vernichten und zu erniedrigen, der von Deutschland einberufene Königsstamm die seinige dagegen, um das Volk zu heben,

wovon schon die wichtige Handlung Zeugniß giebt, daß der erste König des Stammes dem Lande eine Universität schaffte. Die geschichtlich vergebliche Frage, ob unser Volk sich nicht unter anderen Bedingungen und auf eine vortheilhaftere Weise hätte entwickeln können, berühre ich nicht; ich halte mich nur an den wirklichen Gang der Begebenheiten: unsere Vorfahren sind diesen Weg gegangen, und auf ihm sind wir in die Stellung und zu der Form der Ausbildung gekommen, welche wir jetzt haben, und welche, wie ich glaube, Niemand geringachten wird. Auf jedes Volk haben Fremde Einfluß gehabt. Dessen, welchen sie auf uns geübt haben, brauchen wir uns nicht zu schämen. Wir haben uns nicht verdeutschen lassen, sondern dänischer Geist hat sich unter fremdem Einfluß entwickelt, so daß er mit eigenthümlicher Kraft und Reife auf einer Stufe steht, wo er sich der Vergleichungen nicht zu scheuen braucht. Keine Nation hat sich allein entwickelt, so wenig wie irgend ein Mensch; es würde sicher kindisch sein, wenn wir Lust äußerten, einen so eingebildeten Vorzug zu behaupten. Nein, wir wollen nicht Anstand nehmen, die Wahrheit auszusprechen, daß es eine Zeit gab, wo das dänische Volk unter einem sehr überlegenen deutschen Einfluß stand; aber wir wollen uns zugleich erinnern, daß wir uns durch ihn und doch zugleich trotz ihm entwickelt haben.

Mit diesen Zügen unserer Geschichte vor Augen, kann ich Denen nicht beistimmen, welche sich das Dänenthum als eine Herrlichkeit der Vorzeit vorstellen, von der nur wenige Spuren übrig sind. Die, welche so sprechen, lassen ihre Einbildungskraft die Vaterlandsliebe irre führen. Aus lauter Hochachtung vor der Wurzel, aus welcher sie entsprossen, bringen sie es dahin, sich selbst zu verschmähen. Wollten sie nicht bei unklaren Gefühlen stehen bleiben, sondern ihre Gedanken sich selbst treu bleiben lassen, so mußten sie annehmen, daß Dänemarks Bewohner im Laufe der Zeit sich von dem echt Dänischen, dem höchsten Muster des Volksthums, immer mehr entfernt haben, und daß man nie weiter davon abgekommen sei, als jetzt. Nur die Helden der Fabelzeit wären die echten Dänen. Das Christenthum wäre eine fremde Einwirkung,

welche dem Dänischen schon Abbruch gethan hätte. Verkehr mit Fremden und steigende Aufklärung habe die Sache noch schlimmer gemacht, bis wir endlich, schlechter als alle unsere Vorfahren, nur den Trost übrig behalten hätten, daß unsere Nachkommen noch schlechter werden würden. In ihren Augen muß unser Volk ein abgelebter Greis sein, den sie freilich verjüngen wollen, aber ihre Mittel dazu sind nicht besser als irgend eines von denen, womit man sonst Menschen hat verjüngen wollen. Stände es so jämmerlich mit uns, so würde es nur wenig helfen, sich einige Ueberreste von Alterthumsmeinungen anzueignen, welche nicht mit den Einsichten unserer Zeit verwachsen könnten, oder die Sprache einer älteren Zeit zu affectiren, als ob sie besser sei als diejenige, welche sich unabläßig lebendig mit dem ganzen Volke entwickelt. Nein, wären wir wirklich so entartet, so würden wir unsere Jämmerlichkeit nur in ein schärferes Licht setzen, wenn wir uns mit solchen Alterthumsfetzen behängten. Das dänische Volk ist kein Greis und das Dänische keine der Vergangenheit angehörende Antiquität. Es gab kein Zeitalter, das vor allen anderen ausschließend Dänisch war. So lange das dänische Volk vorhanden war, besaß es einen Grundcharakter, der sich in verschiedenen Formen während der verschiedenen Entwickelungsalter, welche jedes Volk zu durchlaufen hat, offenbaren mußte. Das Dänenthum hat sich nicht bloß in dem glänzenden Zeitraume unserer Geschichte, es hat sich auch in den Zeiten gezeigt, wo die Kraft gesunken und der Ruhm nur gering war; denn es war das dänische Volk und kein anderes, das unsere Geschichte zu Einer Zeit auf einer hohen Stufe von Macht und Glanz, zu einer anderen in Ohnmacht gesunken darstellt. Getrost können wir uns sagen, daß der Däne nie mehr Dänisch war, als jetzt. Unsere Sprache befindet sich in einer lebendigen fortgesetzten Entwickelung und ist reicher, als je zuvor. Unsere Zeit hat Dichterwerke hervorgebracht, von denen nur ein Verächter der Jetztzeit behaupten wird, daß sie von denen verflossener Zeiten verdunkelt werden. In den Wissenschaften steht unser Volk gewiß auf einer mindestens eben so hohen Stufe unter den Zeitgenossen, als

je zuvor. Nie ist unsere Sprache so fleißig von Fremden studirt oder daheim im Leben der Gesellschaft so gehoben worden, wie jetzt, da sie eben sowohl in den höchsten Kreisen als vom Volke gesprochen wird. Und nie hat ein König mit vollerem Rechte ein echter dänischer Mann genannt werden können, als Friedrich der Sechste. Und der Volksgeist, wie kräftig hat er sich nicht in einer Reihe von Jahren entwickelt, und wie mächtige Schritte hat er nicht neulich begonnen, noch weiter fort zu thun. Werfen wir einen Blick über das Halbjahrhundert, das abgelaufen ist, seit Friedrich der Rechtliebende an das Staatsruder kam, so sehen wir die schönste Entwickelung des Dänenthums; denn das dänische Volk war voll von kräftiger Lust zu höheren Fortschritten, und es hatte einen Fürsten, dessen ganze Seele und Wesen darein stimmte. Die Entwickelung, mit gleicher Liebe von König und Volk befördert, ward dadurch frei von unzähligen Hemmungen, auf welche bald fortschrittbegünstigende Fürsten, bald freiheitliebende Volksfreunde stießen; hier dagegen blieb die Entwickelung in gleichem Grade harmonisch und echt Dänisch: mild, ruhig, maaßhaltend. Ich brauche bloß an die Uebereinstimmung zu erinnern, worin die Regierung mit den Wünschen handelte, welche bei dem Kerne des Volkes herrschten, als sie den Negerhandel abschaffte, die Leibeigenschaft aufhob, dem Handel größere Freiheit gab, Vergleichcommissionen anordnete, den Rechtsgang verkürzte, die wesentlichsten Verbesserungen im Volksunterrichte einführte, den Kriegerstand zu größerer Wissenschaftlichkeit erhob und dem ganzen höheren Unterrichte eine weit vollere Entwickelung gab. Und jetzt die Theilnahme, wozu der König durch Einführung der Provinzialstände das Volk selbst berufen hat, an allen vorbereitenden Erwägungen in Betreff der wichtigsten Angelegenheiten des Landes, war es nicht ein Volkswunsch, dem der König entgegen kam, ohne daß irgend eine Aufforderung von diesem ihm dazu Veranlassung gegeben hätte?

Es sei mir erlaubt, den Blick noch einmal auf den Glanz zurückzuwenden, womit wir unsere Vorzeit umgeben, wie andere Völkerschaften die ihrige. Er verhilft der Eitelkeit zu prahlenden

Prachtworten, aber er übt einen betäubenden Einfluß auf den wahren lebendigen Volksgeist aus.

Die Eigenschaft, weßwegen man die alte Zeit besonders preist, ist Tapferkeit, und zwar mit Recht; aber um nicht von falschem Schimmer getäuscht zu werden, müssen wir das Wesen dieser Tugend genau betrachten. Es ist offenbar, daß die thierischen Eigenschaften, die theils in deren Dienste stehen, theils sie oft begleiten, nicht das sind, was den Gegenstand unserer Achtung und Bewunderung werth macht, — denn wenn es so wäre, müßte der Tapfere die Ehre mit dem Thiere und vielen anderen Sprachlosen theilen — sondern es ist die Seelengröße, welche der Held in der Gefahr zeigt, die ihn so hoch über die Menge stellt. Man sieht oft die wilde thierische Kampflust, die verblendete Leidenschaft, oder selbst eine schlaffe Unkunde der Gefahr dieselben scheinbaren Wirkungen wie die Tapferkeit hervorbringen; aber wenn wir die Sache in ihrem ganzen Zusammenhange sehen, ist es uns unmöglich, vor der Kraft, welche sich darin zeigte, irgend Achtung zu fühlen. Daß sie oft Heerführern, welche sie als ein nützliches Werkzeug gebrauchen, den Ruhm der Tapferkeit verleiht, kann den Denkenden nicht täuschen. Aber nichts destoweniger ist das Urtheil oft schwierig; denn nicht davon zu reden, daß das Seelische und Thierische uns bei dem Menschen nie getrennt begegnen können, zeigt die Seelengröße sich nur selten in der Reinheit, daß sie das Thierische überstrahlt, und nur in den gemeinsten Naturen zeigt sich das Thierische in dem unverkennbarsten Uebergewicht, wogegen beide Eigenschaften meistens in zahllosen Abstufungen vorkommen. Aber bei alle dem bleibt es dem Denker doch möglich, den Grundsatz auf die großen menschlichen Verhältnisse anzuwenden, denn hier handelt es sich nicht darum, den Rang jedes Zeitalters genau zu bestimmen, sondern nur von der Einsicht, daß ein großer Theil der Thaten, welche man der Tapferkeit zuschreibt, Aeußerungen der thierischen Natur sind, und nicht mit der wirklichen Tapferkeit verwechselt werden dürfen, welche aus hoher Seelenstärke entspringt, und daß man also bei der Beurtheilung von Unternehmungen der Kriegsthaten im Vergleich mit denen des

Friedens, und des heroischen Zeitalters mit dem gebildeten, sich wohl in Acht nehmen muß, das Thierische nicht als Geisteskraft zu betrachten.

Daß die Dichtkunst jene Zeiten mit ihrer herrlichsten Pracht ausgeschmückt hat, kann uns nicht wundern. Zu einer Zeit, wo die Menschen in einem beständigen Kampfe theils mit der Natur, theils gegen sich untereinander zu leben hatten, mußten sich fast alle die herrlichsten Kräfte in sinnlichen Wirkungen äußern. In ihnen eben faßt sie die Einbildungskraft am leichtesten auf, und deßwegen bieten sie auch dem Dichter und Künstler die bequemsten, allgemein faßlichsten Gegenstände. In dem kunstreichen geselligen Leben der Jetztzeit werden die geistigen Kräfte auf eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen angewandt, welche größtentheils von dem Verstande kräftig bearbeitet werden müssen, ehe die Einbildungskraft sie mit Klarheit auffassen kann. Es ist daher natürlich, daß die ausgezeichneten Thaten jener Zeiten diejenigen sind, welche dem Volke am häufigsten so klar und faßlich vor Augen gestellt werden, daß es davon hingerissen wird. Aber dieses Verhältniß darf uns nicht blenden, wenn es darauf ankommt, die Entwickelungsalter des Menschengeschlechts zu beurtheilen. Es kommt der wahren Aufklärung zu, sich ein treues Bild der Dinge zu bilden und das Vorurtheil wegzuräumen, das bei so vielen den Sinn für den Muth, die Kraft, den Erfindungsgeist, die Selbstbeherrschung abstumpft, wenn diese mit minderem Prunk in dem friedlichen Gemeinwesen wirken, während sie sich von Bewunderung derselben Eigenschaften hinreißen lassen, wenn sie mit Kriegstrompetenschall verkündigt werden und sich im Donner der Schlacht oder im Untergange von Städten äußern.

Aber außer jenen Bewunderern der Altzeit, welche das ganze Volksthum in den Anfangspunkt seiner Entwickelung setzen, giebt es auch Viele, welche sich ein ganz anderes Ideal vom Dänenthum gebildet haben, zusammengestückelt aus den vielen Deklamationen darüber, woran die letzten funfzig Jahre so reich waren. Bei Denen, welche sich jenen Einbildungen unbedingt hingegeben haben,

ist das Dänenthum aus den großen Eigenschaften aller verflossenen Zeitalter zusammengesetzt, dem Heldengeist des Heidenthums, der poetischen Religiosität des Mittelalters, dem kräftigen Glauben der Reformationszeit, so wenig auch alle diese Herrlichkeiten in Einer Zeit vereinigt gewesen sind, oder die Dänen vor anderen Völkerschaften auszeichnen; das Bild befriedigt, wenn es nur viel alte Größe und nichts von der Jetztzeit enthält. Aber Tapferkeit unterscheidet den Dänen nicht von anderen unverdorbenen Völkerschaften, und der Heldengeist nicht Dänen der Vorzeit von anderen Völkern auf gleicher Bildungsstufe. Alle Völkerschaften, die eine alte Geschichte haben, hatten auch ihre heroische Zeit. In derselben soll zugleich die höchste Redlichkeit und Treue geherrscht haben; betrachtet man aber die Sache genauer, so entdeckt man leicht, daß diese Tugend dieselbe war, welche zu allen Zeiten von Leuten ausgeübt worden ist, die gefährliche Abenteuer vereint bestanden, und die nicht einmal Räuberbanden mangelt. Gegen Leute außerhalb der Genossenschaft erlaubte man sich sehr häufig List und Ränke. Eben so wenig wie eine heroische Zeit eine Eigenthümlichkeit Dänemarks ist, waren es die einzelnen schönen Züge, welche aus dem dunkeln Mittelalter hervorstrahlten, oder der große Umschwung, welchen die Reformation hervorbrachte. Dänemark nahm rühmlich an allen diesen Dingen Theil, aber keines von ihnen zeichnet den Dänen als Dänen aus.

Worin besteht daher das Dänenthum? Zuerst schließt es, wie jeder Nationalcharakter, alles Das ein, was das Menschenwesen ausmacht; alles Das, was diesen Charakter zum dänischen macht, ist natürlicherweise die Summe derjenigen Züge, welche häufiger bei unserem Volke als bei den übrigen vorkommen. Denker haben oft genug diese Züge bezeichnet, aber falscher Nationalstolz hat es für gut gefunden, andere hervorzuheben. Und doch scheinen mir die wahren so liebenswürdig zu sein und so wohlgegründeten Anspruch auf Achtung zu haben, daß ich sie gegen jenen falschen Schimmer nicht vertauschen möchte. Der Volkscharakter steht im vollkommensten Einklange mit der natürlichen Lage des Vaterlandes.

Wir wollen es nicht beklagen, daß unserem Lande hohe Gebirge fehlen; denn es ist uns wohl bekannt, daß nicht alle besten Eigenschaften des Menschen am leichtesten zwischen Klippen hervorsprießen. Noch minder soll es uns niederschlagen, daß der Erde älteste Berge uns nicht in deren ganzer Nacktheit umgeben, sondern daß die alte Rinde von Bildungen neuerer Schöpfungsperioden bei uns verdeckt ist; denn wir wissen, daß die Entwickelung unaufhörlich zu edleren Schöpfungen fortgeschritten ist, so daß wir eher Grund hätten, uns der Neuheit unseres Landes zu rühmen, wenn es werth wäre, sich des Erdbodens zu rühmen, der uns trägt. Aber wir wollen uns überhaupt nicht rühmen, sondern uns selbst und was das Unsere ist kennen lernen. Das dänische Land hat eine freundliche Natur, das Große offenbart sich dort selten außer in Himmel und Meer, und das Schreckliche ist beinahe davon ausgeschlossen; nur das Meer zeigt sich bisweilen in seiner Furchtbarkeit. Aber zahllos sind die Punkte, von welchen der Däne entweder eine große oder eine lachende Uebersicht über die blaue Fläche hat. Unserer grünen Flur und reichbelaubten Buchen hat es nie an verdienter Berühmtheit gemangelt. Des Landes Fruchtbarkeit ist groß genug, um den Bebauern einen reichlichen Ueberschuß zu gewähren. Nicht unermeßliche Schätze hat es in seinem Schooße, aber es wird fast niemals von Noth heimgesucht. Dieses Land wählten in der Urzeit die Einwanderer, welche unsere Vorfahren wurden, und setzten sich darin fest. Welche anderen Gründe sie auch dazu hätten bestimmen können, sicher darf man behaupten, daß sie nicht hier geblieben wären, wenn das Land sie nicht angesprochen hätte. Von dieser Natur umgeben, hat das Volk nun gelebt und sich in langer Reihe von Jahrhunderten entwickelt; sollte da nicht eine Uebereinstimmung zwischen Beiden merkbar sein? Ich denke, man wird dem Dänen nicht leicht absprechen, daß er gutmüthig, munter, bescheiden, abgeneigt der Gewalt und den Ränken, selten in seinen Leidenschaften heftig ist. Er hat deßwegen eine natürliche Geneigtheit zu Frieden und guter Ordnung im Gemeinwesen, und hat große Entwickelungszeiten ohne Blutvergießen durchschritten. Möchte der Däne

sich nie dieser Eigenschaften schämen! Sie machen ihn glücklich, und im Verein mit der gesunden und ruhigen Entwickelung aller der übrigen menschlichen Kräfte, welche zwar nicht heftig hervorgetrieben werden, aber auch nicht so leicht in die Irre gerathen, haben sie ihm einen rühmlichen Platz in der Gemeinde der gebildeten Völker verschafft. Möge Niemand glauben, daß das Genie bei einem Volke nur durch starke Leidenschaften gedeihe! Wir brauchen nur auf die großen Männer hinzuweisen, die Dänemark entweder im Kriege oder im Frieden verherrlicht haben, und zu fragen, ob es viele Gegenden giebt, wo eine gleiche Volkszahl mehrere hervorgebracht hat? Die Begeisterung für das Herrliche nimmt eine andere Gestalt an in der ruhigeren Naturanlage als in der heftigen, aber sie ist gewiß nicht minder schön und seelenadelnd.

Aber wird diese bescheidenere Vorstellung vom Dänenthum nicht die hohe Flamme der Begeisterung auslöschen, welche so viele Schriftsteller anzuzünden gestrebt haben? Ich antworte, daß falsche Einbildungen vom eigenen Werthe, welche überdieß mit dem Dänenthume in so starkem Widerspruche stehen, eben so wenig ein Volk, wie einen einzelnen Menschen tüchtiger machen. Selbstachtung, gegründet auf Bewußtsein Dessen, was man ist, oder mit Glück zu werden streben kann, ist das, was ein Volk braucht. Kräftig wollen wir fortfahren, an dem rühmlichen Wettstreite Theil zu nehmen, in welchem jedes aufgeklärte Volk sich selbst zu erheben strebt zu immer höheren Entwickelungsstufen von Gemeinwesen, Wohlstand, Kunst, Wissenschaft, allgemeiner Bildung, und uns eben so wenig von unserer Freunde wenn auch noch so wohlmeinenden Schmeicheleien blenden, als uns von der Selbsterhebung und dem Herabblick auf uns demüthigen lassen, wozu gewisse Fremde, sei es im Norden oder Süden, sich berechtigt glauben. Ueber alles Das wollen wir mit echter dänischer gutmüthiger Laune lächeln oder laut lachen, je nachdem die Eingebildetheit deutlicher hervortritt.

Wenden wir jetzt die Betrachtung auf Das hin, was unserer Gesellschaft am nächsten liegt, auf dänische Sprache und dänische Literatur. Man sieht nun leicht, daß ich der Meinung, es habe

einst eine dänischere Sprache als die jetzige gegeben, und die, welche wir jetzt sprechen und schreiben, sei eine ausgeartete, bereits ihre Hauptstütze entzogen habe. Will man die Geschichte nicht so mißverstehen, daß das Volk selbst als ausgeartet zu betrachten sei, so wird man Mühe haben, zu glauben, daß die Sprache es sei. Ich weiß wohl, daß Männer, deren Talente und Kenntnisse ihrer Meinung Ansehen verleihen, der Meinung sind, das echte Dänische sei das des sechszehnten Jahrhunderts. Aber sie scheinen mir von ihrer Vorliebe für das Alte befangen zu sein. Es ist wahr, daß einige treffliche Männer damals einfach, klar, kernigt schrieben, und daß man allmälig, wie man sich von der begeisterten Reformationszeit entfernte, sich auch von jenen Schriftstellertugenden entfernte; aber hat nicht das achtzehnte Jahrhundert die Sprache aufs Neue zu einer bedeutenden Höhe erhoben! und die Jahre, welche schon von unserem gegenwärtigen abgelaufen sind, wird man gewiß nicht beschuldigen, hierin unthätig gewesen zu sein. In Hinsicht auf Reichthum und Biegsamkeit ist der Zuwachs der Sprache in den letzten hundert Jahren außerordentlich. Die Einsicht in die Natur der Sprache ist bedeutend gestiegen. Werke sind darin hervorgebracht, deren Ruhm weit über die Grenzen unseres Landes hinausgeht. Sollte da unsere Sprache nicht so dänisch sein wie die, welche gesprochen und geschrieben wurde, als Deutsch die Hofsprache war, und als deutsche Herren, deutsche Soldaten, deutsche Kaufleute, deutsche Handwerker eine so bedeutende Rolle bei uns spielten!

Der dänische Schriftsteller, welcher die Sprache einer älteren Zeit nachahmt, ist so weit entfernt, dadurch echter Dänisch zu werden, daß er im Gegentheil durch diese Künstelei sich davon entfernt. Ein dänischer Mann der Jetztzeit zu sein ist seine Natur, ein Mann aus dem sechszehnten Jahrhundert kann er durch keine Nachäffung werden. Dagegen kann der dänische Mann der Jetztzeit alles Das von der Vergangenheit entnehmen, nicht bloß, was er als gut findet, sondern was sich auch mit dem gegenwärtigen Zustand der Sprache vereinigen läßt; ja er kann, ohne seinem Dänenthum Abbruch zu thun, von Fremden, wo er bei ihnen etwas Gutes

und Schönes findet, das entlehnen, was zu der Natur unserer Sprache paßt. Indem unsere einsichtsvollsten Männer diesen Grundsatz befolgt haben, sind wir dahin gekommen, viel Altes, das unverdient verloren war, aufgegraben, und nicht bloß viel von dem Schweden, der uns so nahe steht, sondern auch von dem Deutschen, dem Engländer, ja sogar von dem Franzosen gelernt zu haben. Und wie würde das kleine Dänemark seine Sprache haben dahin bringen können, mit der raschen Entwickelung des großen Europas Schritt zu halten, wenn dessen Schriftsteller nicht fremde Spracherfindungen verpflanzt hätten? Selbst die größten Nationen müssen das thun, wenn sie nicht zurückstehen wollen.

Unter den Fortschritten, welche wir allmälig in dem Dänischen gemacht haben, gehört auch der nicht zu den geringsten, daß wir allmälig mehr und mehr den Gebrauch der lateinischen Sprache für den Ausdruck unserer Gedanken abgeschafft haben. Neulich haben wir wiederum einen bedeutenden Schritt auf dieser Bahn vorwärts gethan. Es gab eine Zeit, wo man hier und anderswo es beinahe für unmöglich hielt, von gelehrten Sachen anders als Lateinisch zu sprechen. Da war es denn sehr natürlich, daß diejenigen Männer, welche sich insbesondere mit Gelehrsamkeit beschäftigt hatten, die waren, welche sich am schlechtesten in der Muttersprache ausdrückten. Ich weiß wohl, daß es Leute giebt, die es uns zur großen Ehre anrechnen, daß man hier so Viele findet, welche fertig Lateinisch sprechen; aber wenn es auch dem Einzelnen zur Ehre gerechnet werden darf, der es in dieser Kunst weit gebracht hat, weil sie gefordert wird, so kommt es mir doch vor, als ob das häufige Vorkommen in dieser Kunstfertigkeit in demselben Grade minder rühmlich für die Nation angesehen werden muß, als deren Nutzen unbedeutend ist. Das ganze Europa ist jetzt dem Zustand entwachsen, als es in die lateinische Schule ging. Wir sollen zwar noch Latein lernen, als ein wichtiges Bildungsmittel, ja sogar in unseren Schulen Latein schreiben, um die Sprache besser verstehen zu lernen, aber unsere Gedanken sollen nicht am Gängelbande des Latein gehen. Es ist eine todte Sprache, welche nicht, ohne selbst gemißhandelt

zu werden, unseren Gedanken freie Aeußerung erlaubt. Durch das Bestreben, recht vortrefflich Lateinisch zu schreiben, sind die Gelehrten sowohl hier als anderswo zu Nachahmungen verführt worden, welche man sehr lächerlich finden würde, wenn sie nicht so gelehrt wären. Das Bestreben nach dem unnützen Gelehrsamkeitsschimmer hat offenbar viele unserer Wissenschafter abgehalten, für dänische Sprache und dänisches Schriftenthum zu wirken. Jemehr dagegen der Gebrauch des Dänischen auf unserer Universität eingeführt ist, desto eifriger haben unsere Professoren als dänische Schriftsteller gewirkt. Dieses Bestreben ist in einem erfreulichen Wachsthume. Die Früchte der Gelehrsamkeit verbreiten sich dadurch schon mehr und mehr außerhalb der Schule: das Volk wird dadurch mit nützlichen Kenntnissen bereichert, während der Gelehrte durch seine Versuche, die Wahrheiten unter neue Gesichtspunkte zu stellen, seine eigenen Ansichten klarer und lebendiger macht. Der Gelehrte und Bürger werden zugleich einander näher geführt: Jener fühlt seine Liebe und Achtung vor Diesem vermehrt, indem er bei dem Bemühen, die wissenschaftlichen Wahrheiten für ihn brauchbarer zu machen, sieht, wie viel Nachdenken in der Beschäftigung des Gewerbtreibenden verborgen liegt. Dieser wird von denselben Gefühlen für Jenen durchdrungen, wenn er sieht, wie fruchtbar die Wissenschaft für das Leben ist, und wie sehr Beider Streben und Wirken in einander greift. Wir dürfen wohl hoffen, daß man fortfahren wird, auf diesem Wege weiter zu gehen, und jedes sich darauf befindliche unnütze Hinderniß hinwegzuräumen. Unter Anderem wird man dann auch endlich das zeitvergeudende Kunststück, Lateinisch zu sprechen, aufgeben, welches nur Kräfte in Anspruch nimmt, die weit fruchtbarer sowohl für das Vaterland wie für die Wissenschaft angewandt werden könnten.

Aber das Dänenthum in der Literatur besteht nicht bloß in der Sprache, sondern auch in der Art, wie fremde Meinungen aufgenommen werden. So sehr auch fremde, zur Sprache nicht passende Ausdrücke sie verunstalten, so entfernen wir uns durch die Aufnahme fremden Styls und fremder Modemeinungen noch mehr

vom wahren Dänenthum. Wir sehen nur zu oft, daß manche unserer Schriftsteller aus dem Deutschen hochtrabende Ausdrücke, unnöthige Kunstwörter und großmächtige Verhöhnungen gegen Andersdenkende aufgenommen haben, welche klarsehende Deutsche selbst verdammen. Wenn ich von Modemeinungen spreche, so habe ich natürlicherweise keine wirklich wahre Meinung im Auge, woher sie auch komme. Denn die Wahrheit ist ein allgemeines Eigenthum und gehört jedem Volke, wenn es die erste Kenntniß davon auch von Fremden empfängt. Auch habe ich nicht solche Schriftsteller vor Augen, welche mit echtem Selbstdenken und gründlicher Wahrheitsliebe doch fehlgegriffen haben, sondern Diejenigen, welche sich beeilen, fremde Meinungen, wenn ich so sagen darf, zu übersetzen, ohne sie durch eigene Geistesthätigkeit wiedergeboren zu haben. Unter den fremden Meinungen, welche wir aufnehmen, müssen wir besonders ein recht ernstes Nachdenken über die politischen wünschen. Fern sei von uns die Meinung, daß unser Volk nicht von dem Geiste der Freiheit berührt werde, der über die ganze aufgeklärte Welt geht; aber schwerlich ist der Wunsch unbillig, daß man bei der Hinüberleitung ihrer Aeußerungen aus fernen Landen zu uns, sich erinnern möge, daß wir Dänen sind; ich meine, daß wir nicht unter den Bedingungen gelebt haben, welche das Mißtrauen zwischen Volk und Regierung, zwischen dem einen und dem anderen Stande hervorgebracht haben, was manche andere Länder so hart und oft blutig heimgesucht hat; sondern daß wir uns in einer Entwickelung befinden, wo man durch Versuche, den Entwickelungsgang zu übereilen, viel leichter Rückgang als Fortschritt hervorbringen würde. Der Däne ist zu einem erhöheten Gemeingeist, zu einem klareren Ueberblicke seiner bürgerlichen Verhältnisse, kurz zu einem kräftigeren Staatsleben erwacht; aber die besonnene Thätigkeit gehört zu seiner Natur, leidenschaftliche Verfahrungsarten im öffentlichen Leben wird er eben so sehr wie Schlaffheit verdammen. Gegen diese letztere Schwachheit wird er auch jetzt nicht eben der Warnung bedürfen; denn sollte er auch nicht frei davon gesprochen werden können, eine Zeit lang ein minder thätiges bürgerliches

Leben geführt zu haben, so ist er doch jetzt in einem kräftigen und erwachten Zustande, welchen er nicht bloß fremden Begebenheiten verdankt, sondern welcher wesentlich aus der Aufklärung und bürgerlichen Ausbildung entspringt, wozu sich das Volk allmälig erhoben hat, und welche es nur zu gut zu schätzen weiß, um sich jemals einer schlaffen Gleichgiltigkeit hinzugeben. Daß wir auf einem solchen Punkte stehen, verdanken wir, wie wir gesehen haben, der inneren Uebereinstimmung, worin das Volk und die Regierung gewirkt haben. Es würde niedrige Schmeichelei sein, unseren Königen das ganze Verdienst hierin beizumessen, aber es würde auch grober Undank sein, wenn wir verhehlen wollten, daß beinahe alle Könige des gegenwärtigen Stammes kräftig dazu mitgewirkt haben. Ich fürchte nicht der Schmeichelei, sondern eher ängstlicher Zurückhaltung geziehen zu werden, wenn ich hinzufüge, daß, wenn auch irgend einer von Friedrich's des Sechsten Vorgängern ihm in dieser Hinsicht gleichgestellt, doch Niemand über ihn gestellt werden könne. Gott segne den König und sein Haus! Gott segne das Volk! Möge die gegenseitige Liebe zwischen Volk und König, der so echt Dänisch ist, sich stets lebendig, rein und warm erhalten!

Betrachtungen über den dänischen Charakter.

(Geschrieben 1843.)

Betrachtungen über den dänischen Charakter.

Es ist natürlich, daß, wenn man von dem Charakter eines Volkes im Zusammenhang mit seinen wichtigsten Interessen spricht, bald dieser, bald jener Zug hervorgehoben wird, je nach dem Endzweck eines jeden Schriftstellers. Aber es geschieht selten, daß man diese entgegengesetzten Einseitigkeiten zu versöhnen versucht, und das Selbstbewußtsein des Volkes mehr zur Vereinigung, wie es seiner Natur nach sein sollte, als zum Streit dienen läßt. Es ist gewiß nicht leicht, den Charakter eines Volkes, es betreffe nun unseren eigenen oder einen fremden, mit vollkommener Unparteilichkeit zu betrachten, aber jedenfalls muß man beklagen, daß der Versuch so selten gemacht wird: würde er öfterer gemacht, so würde man sich mehr der Wahrheit nähern. Man kann wohl kaum daran zweifeln, daß die Selbstkenntniß den Nationen eben sowohl nützlich ist, wie den einzelnen Menschen.

Ich will nun versuchen, einige zusammenhängende Betrachtungen über unseren dänischen Nationalcharakter mitzutheilen, der bald durch übertriebenes Lob in ein falsches Licht gesetzt ist, bald unbillige Herabsetzung hat erdulden müssen, nicht bloß von Fremden, sondern zuweilen sogar von des Vaterlandes unzufriedenen Söhnen. Es wird, hoffe ich, sich durchgehend zeigen, daß ich dieß mit strenger Unparteilichkeit auszuführen mich bestrebe, und deßhalb darf ich wohl Nachsicht erwarten, wenn es sich ereignen sollte, daß ich sie in irgend einem Theile verfehlte.

Man vergleicht mit Recht den Charakter unseres Volkes mit dem unseres Landes. Wir sind von einer Natur umgeben, in welcher keine der großen Kräfte mit besonderem Uebergewicht hervortritt. Wir haben keine hohen Berge, keine großen Flüsse, selbst das Meer, welches unsere Küsten bespült, ist nur auf der am wenigsten bevölkerten Strecke vorzüglich heftig in seinen Bewegungen. Vulkane drohen uns nicht, Erdbeben kennen wir nur in den allerschwächsten Graden, Ueberschwemmungen suchen nur eine sehr kleine Strecke des Landes heim. Hohe Grade der Winterkälte, unerträgliche Sommerhitze, verheerende Dürre plagen nicht unser Land. Aber hat es auch keine himmelanstrebenden Felsen und mächtigen Flüsse, so wogt die Oberfläche in lieblichen Hügeln, ist durch klare Seen belebt, von laubreichen Wäldern bekränzt und mit dem herrlichsten Grün bekleidet. Das umgürtende Meer, welches bald mit spiegelblanker Fläche das Blau des Himmels widerstrahlt, bald vom Winde gekräuselt die Schiffe hurtig heran- und wegführt, bald vom Sturme aufgerührt einen drohenden Ausdruck annimmt, giebt eine reiche Abwechselung.

Ist dieses nicht der freundliche, ruhige und doch wirksame Charakter des Gleichgewichts? Ich weiß wohl, daß Manche meinen, daß hierin nicht genug Charakter ist. Eine wilde Berggegend würde in ihren Augen mehr Charakter haben. Aber sie scheinen mir hier das Hervorstechende mit dem Charakteristischen zu verwechseln. Je einseitiger das Eigenthümliche eines Gegenstandes ist, desto leichter faßt man es auf, desto mehr gewöhnt man sich daran, wenn man darin lebt, und vermißt es, wo es fehlt; aber darf man wohl der großen Mannigfaltigkeit eine eben so vollkommene Einheit absprechen, bloß weil sie nicht so schnell entdeckt wird? Wir verweilen mit Recht bei einem mächtigen Wasserfall und fühlen dabei die Größe der Natur; aber würde es nicht ein Mangel unserer eigenen Auffassung sein, wenn wir nicht von Gefühl für das Naturleben durchdrungen würden, welches sich in einer reichen und mannigfaltigen Fruchtbarkeit offenbart?

Man ist darüber einig, Bescheidenheit, Besonnenheit, Gut-

müthigkeit und Munterkeit als dänische Nationaleigenschaften zu bezeichnen — und dieses stimmt gut mit jenem Naturcharakter — aber man muß die Vergleichungen nicht zu weit treiben und vergessen, was der freie Geist vermag. Der Naturcharakter eines jeden Landes ist in enge Grenzen eingeschränkt. Gebirgsland kann nicht die freundliche Fruchtbarkeit des Kornlandes erlangen, und das Kornland kann nicht die wilde Majestät des Gebirges erreichen. Das Palmenland kann nicht die Buche nähren; das Küstenland kann nicht das beständige Wetter des inneren Festlandes haben, und dieses hat wieder seinerseits nicht den Schutz gegen die äußersten Kälte- und Hitzegrade, welchen jenes zu genießen so glücklich ist.

Die Fähigkeiten eines Volkes sind dagegen nicht an so enge Grenzen gebunden. In den verschiedensten Ländern hat das Menschengeschlecht geblüht, und Menschengröße ist nicht auf einige wenige begünstigte Klimate eingeschränkt gewesen. Wenn man vom Nationalcharakter spricht, scheint man allzusehr zu vergessen, daß das, was alle Menschen gemein haben, unaussprechlich größere Bedeutung und Wichtigkeit hat, als die nationalen Verschiedenheiten, und daß ohnedieß alle Charaktere über die ganze Erde verbreitet sind, so daß jeder Nationalcharakter in jeder Nation repräsentirt gefunden wird, wenn auch überhaupt mit Eigenheiten, welche noch das Eigenthümliche in dem Allgemeinen bewahren. Oft wird von den Nationalcharakteren so gesprochen, daß man glauben sollte, daß das Wesen eines ganzen Volkes in einem oder dem anderen Charakterzuge erschöpft sei. Man kann sich nicht leicht einen größeren Leichtsinn denken als den, mit welchem oft von dem Leichtsinn der Franzosen gesprochen worden ist. Es ist, als ob der Franzose nur aus Leichtsinn bestände. Deßhalb haben auch Manche, welche eine solche Sprache führten, sich darüber gewundert, daß Frankreich so große Männer hervorgebracht. Aber die Sache ist keineswegs schwierig. Zwar ist Leichtsinn ein Zug in dem französischen Charakter, aber neben allen menschlichen Fähigkeiten, welche das französische Volk mit dem ganzen Geschlecht gemein hat, kann er nicht die ausschließliche Herrschaft, welche man sich einbildet,

erringen, und dieß um so weniger, da er nicht jedem einzelnen Mitgliede der Nation beigelegt werden kann, eben so wenig, wie dieß überall der Fall mit irgend einem Nationalcharakter ist. Wenn man von Nationalcharakteren sprechen will, muß man sich immer den Gedanken vergegenwärtigen, daß jede Nation eine Gesammtheit von Menschen ist, in welcher die nationale Eigenthümlichkeit als eine nähere Bestimmung des Allgemeinmenschlichen zu betrachten ist, und man muß sich hüten, sich diese Eigenthümlichkeit allzusehr hervortretend und übermächtig zu denken.

Aber in dem hier gewählten Beispiel sehen wir noch einen anderen großen Fehler, welcher, indem man von Nationalcharakteren spricht, begangen wird: Indem man nur eine hervortretende Eigenschaft von einer Seite betrachtet, bezeichnet man sie entweder als gut oder als böse, ungeachtet sie sowohl Anlagen zu dem einen wie zu dem andern in sich schließt. Der Leichtsinn, welchen man den Franzosen beilegt, rührt von einer Leichtbeweglichkeit her, welche den Keim zu manchen edlen Aeußerungen enthält. Die geistige Leichtbeweglichkeit zeigt sich nicht nur in dem spielenden Witz, der so manchen Schriften der schönen Literatur großen Reiz und ausgebreitete Wirkung verleiht, sondern auch in dem großen und schnellen Ueberblick in den Wissenschaften. Ich habe öfterer bemerkt, daß man diesen leichten Witz, diesen schnellen Ueberblick der Franzosen von ihrem Leichtsinn hat ableiten wollen, anstatt beide als Folgen der geistigen Leichtbeweglichkeit aufzufassen. Man findet auch wohl solche, welche dagegen die geistige Leichtbeweglichkeit gar zu hoch schätzen, und sie als die allerhöchste Vortrefflichkeit betrachten; sie vergessen dann, daß es auch Geister giebt, welche sich nicht durch eine große Beweglichkeit auszeichnen, sondern welche durch eine andauerndere Anwendung ihrer Fähigkeiten die Tiefen des Daseins durchforschen. Ich habe einen Zug des französischen Nationalcharakters als Beispiel gewählt, damit wir erwägen könnten, in welche unsere eigenen Nationalgefühle sich nicht einmischen sollten. Aber ehe ich dieses Beispiel verlasse, muß ich an die offenbare Wahrheit erinnern, daß das französische Volk, eben so wie jedes andere,

Geister in den verschiedensten Richtungen hervorgebracht hat, und daß Der, welcher die französische Literatur kennt, nur nachzudenken braucht, um einzusehen, daß die verschiedensten Fähigkeiten des Menschen sich darin offenbart haben, und daß dieß eine Folge der Natur der Sache sein muß.

Kehren wir nun zu dem dänischen Nationalcharakter zurück. Die Bescheidenheit, Friedliebe und Gutmüthigkeit, welche man an ihm lobt, beruhen ohne Zweifel auf einem gewissen Gleichgewicht und einer gewissen Ruhe. Diese kann in Unbeweglichkeit, Unwirksamkeit und Lauheit ausarten, folglich sich eben so verächtlich und unliebenswürdig zeigen, als auf der anderen Seite ehrenwerth und liebenswürdig.

Die ungünstige Seite der Naturanlagen des dänischen Volkes ist oft, sowohl von Feinden als auch von Freunden stark hervorgehoben, von Jenen, um es herabzusetzen, von Diesen, um es zu größerer Thätigkeit anzuspornen. Wenn dieß Letztere mit Einsicht geschieht, ist es gewiß nicht ohne Nutzen; aber man lasse nur niemals den weckenden Eifer in dem Wunsche ausarten, daß das Volk seine Natur vertausche, denn wäre der Wunsch auch nicht erfolglos, so würde doch seine Erfüllung kaum ein so reines Glück sein, wie Manche es zu glauben scheinen. Kraft und Begeisterung sind nicht von der Liebe zur Ruhe ausgeschlossen; denn hier wird ja nicht von dem leeren Begriff der Ruhe gehandelt, sondern von denkenden und fühlenden Wesen, deren Liebe zur Ruhe der Vernunft untergeordnet ist. Zu wirken, um zu wirken, dazu haben wir keinen Trieb. Will man den Dänen zu irgend einer neuen Wirksamkeit antreiben, so muß man ihm eine Ueberzeugung beibringen von Dem, was auszuführen ist, und wie es ausgerichtet werden soll. Er wird klare und befriedigende Gründe fordern, ehe er etwas Neues beginnt. Er kann bei dieser Denkungsweise gar zu langsam sein, eine Ueberzeugung zu fassen, und wenn er dann nicht so schnell mitfolgt, wie eine ganz unbefangene Vernunft fordern würde, so ist das unleugbar ein Fehler, aber dafür ist er desto seltener ausgesetzt, nach einer übereilten Meinung zu handeln, welche

leicht die unglücklichsten Folgen nach sich zieht. Aber es verdient wohl bemerkt zu werden, daß, jemehr Bildung eine Nation wie die unsrige erreicht, sie desto thätiger wird, denn mit der reicheren Gedankenentwickelung wächst die Anzahl der Gegenstände, von denen man eine wirkliche Ueberzeugung hat, und durch die Ueberzeugung werden die Handlungen bestimmt. Aber man würde nur halb die Wichtigkeit der Sache durchschauen, wenn der Gedanke bei den Beweggründen stehen bliebe, welche zunächst aus Kenntnissen und Einsicht entspringen: in ihren ferneren Folgen werden die Wirkungen deutlicher gesehen, denn mit der wachsenden Bildung folgt eine größere Bekanntschaft mit den Gütern des Lebens, geistigen und leiblichen, und damit größere Forderungen an das Leben und stärkerer Antrieb zur Thätigkeit.

Bei einem Volke, welches beim Beschlußfassen langsam ist, wächst die Thätigkeit mit der Einsicht, bei einem Volke hingegen, welches Hang hat, übereilte Beschlüsse zu fassen, wird die Wirksamkeit einer wohlthätigen Einschränkung durch die Ausbreitung wahrer Bildung unterworfen werden. Man kann leicht diesen Gedanken zu einem noch umfassenderen erweitern: je größere Fortschritte die Nationen in der Bildung machen, desto mehr werden ihre Naturfehler niedergekämpft, desto mehr eignen sie sich alles Gute an, desto mehr nähern sie sich einander. Man wird vielleicht ausrufen, daß hierdurch aller Nationalcharakter verschwinden und die ganze Welt in eine langweilige Einheit aufgelöst werden wird. Aber dieß würde ein ganz falscher Schluß sein. Man sehe sich nur unter Menschencharakteren um, welche man beobachtet hat? Wenn Der, welcher von Natur herrschsüchtig ist, sich die Weisheit erworben hat, daß er das Menschenrecht eines Jeden nicht bloß in Worten, sondern auch in der That achtet, und wenn ein Anderer, der von Natur gar zu fügsam und nachgiebig ist, sich die Weisheit erkämpft hat, daß er seine Würde gegen jede unbillige Forderung behauptet, ob sie sich da nicht außerordentlich einander genähert haben; und sind sie doch nicht ausgezeichnet verschiedene Naturen? Für den oberflächlichen Beobachter können sie sehr gleich erscheinen,

aber für den gründlichen Beurtheiler sind sie eben so verschieden wie sie waren, ehe sie sich diese höhere Selbstherrschaft erkämpft hatten. Mögen sie dieselben Tugenden haben, bei Jedem von ihnen haben diese Tugenden ihre eigenen Färbungen.

Ich brauche wohl nicht diese Thatsache durch mehr Beispiele zu erläutern oder zu zeigen, wie die Anwendung auf Nationen gemacht wird. Es würde mir nicht einmal eingefallen sein, dieses Eine anzuführen, wenn ich nicht manches Mal den Gegenstand mit so großer Einseitigkeit hätte behandeln sehen. Hierher gehört die Klage, daß die Menschen in den großen Städten einander so gleich zu sein scheinen, daß alle Individualität verschwindet. Wenn Jemand hierbei nur eine gewisse Gleichheit in Gebräuchen, Kleidern, Lebensweise und solche äußere Dinge vor Augen hat, so kann man allerdings eine stets wachsende Annäherung nicht leugnen; aber ohne von den vielen Ungleichheiten zu reden, welche dennoch zurückbleiben, so wird der aufmerksame Beobachter auch hier bestätigt finden, daß, wenn zwei Dasselbe thun, es dennoch nicht Dasselbe ist; und gehen wir nun zu der geistigen Entwickelung über, so wird man leicht finden, daß man wohl nach und nach eine weit größere Menge von Kenntnissen gemeinschaftlich bekommen hat, daß man in Einsichten und Bildung sich einander nähert, man kommt deßhalb einander freundlicher entgegen; aber dieß hindert nicht die Bewohner einer jeden Stadt, ihre Eigenthümlichkeiten zu haben, welche wohl beim ersten Anblick sich unter den mancherlei Aehnlichkeiten verbergen, aber bei einer tiefer eindringenden Betrachtung eine um so reichere Mannigfaltigkeit entfalten werden, als die innere Entwickelung selber reicher ist. Man wird aus allem Diesem sehen, daß in demselben Grade, wie das Menschengeschlecht sich zu einer höheren Bildungsstufe erhebt, ein feinerer, ausgebildeterer Sinn erfordert wird, um das große Weltenschauspiel, in welchem die Nationalcharaktere sich äußern, zu genießen.

Der dänische Charakter scheut das Einseitige; Viele haben deßhalb gemeint, daß unser Charakter nicht bestimmt genug sei, aber sie verwechseln Einseitigkeit mit Charakter. Dieser Irrthum

ist sehr allgemein. So wird Starrsinn oft für Charakterfestigkeit genommen, so daß Der, welcher Vernunftgründen nicht nachgiebt, die moralischen natürlicherweise mit eingeschlossen, Vielen mehr Charakterfestigkeit gezeigt zu haben scheint, als Der, welcher seinen Irrthum verläßt. Mir scheint hingegen, daß Der, welcher nach innerer Ueberzeugung entweder zwei streitigen Einseitigkeiten widersteht, von welchen jede ihn nach ihrer Seite ziehen will, oder einen Irrthum verläßt, Proben einer kräftigen Eigenthümlichkeit giebt, welche nicht geringer ist, weil sie oft weniger anerkannt wird. Man lasse kräftige Einseitigkeiten, wenn sie mit bedeutenden Fähigkeiten vereinigt sind, den ihnen zukommenden Ruhm genießen, dagegen aber entziehe man der kraftvollen Unparteilichkeit nicht ihre Anerkennung.

Die Scheu der Dänen vor dem Einseitigen ist natürlicherweise zugleich eine Scheu vor dem Extremen und Gekünstelten, welches sich immer von dem Gleichgewicht der Natur entfernt.

Wie hat nun der dänische Nationalcharakter sich in dem ganzen Leben und Wirken des Volkes abgeprägt? Ich beginne mit der Literatur. Ungeachtet diese manche Einwirkungen von außen empfangen hat, — und welche Literatur macht hiervon eine Ausnahme? — hat sie doch das Gepräge des Volkes behalten. Unsere mit einer so großen und unser Volksthum bezeichnenden Liebe aufbewahrten Alterthümer, und die Weise, in welcher die ganze nordische Vorzeit in unsere Literatur aufgenommen und darin bearbeitet, und zu einer ganzen Dichtungswelt ausgebildet ist, spricht für sich selbst. Würde Jemand versuchen, uns durch die Bemerkung herabzusetzen, daß wir uns hier nur mit Ueberresten einer längst verschwundenen Zeit schmücken, so ist die wahre und natürliche Antwort, daß unsere Auffassung und Darstellung der Vorzeit himmelweit von einem matten Erinnern verschieden, vielmehr eine wirksame Wiedererschaffung ist, in welcher der Geist der Gegenwart sich in seinem lebendigen Zusammenhange mit dem der Vorzeit zeigt.

Unter den Zweigen, in welchen die dänische Literatur sich auszeichnet, ist, wie bekannt, auch die Schauspieldichtung, und

hiermit im Zusammenhang können wir auch unser Theater nennen. In den Wissenschaften kann diese Eigenthümlichkeit sich nicht so scharf abprägen: das Denken strebt über die ganze Welt nach dem Allgemeingeltenden; aber in Styl und Behandlung äußert des Volkes Eigenthümlichkeit sich doch unverkennbar. Wir müssen deßhalb, was wir hierüber zu sagen haben, unseren Betrachtungen über die Sprache einverleiben. Hier dürfen wir uns nicht an irgend ein besonderes Zeitalter halten. Was darin das Wesen des Volkes angedeutet hat, muß sich in allen seinen Zeitaltern gezeigt haben. Die Einwirkungen, welche unsere Sprache in einer Reihe von Jahrhunderten von außen empfangen hat, haben sich natürlich zu einer größeren und größeren Summe gesammelt; aber es ist nicht diese Summe, sondern die Weise, wie sie aufgenommen ist, welche hier entscheidet. Eben so wie kein Thier, keine Pflanze fremde Stoffe entbehren kann, sondern sich durch die Aneignungsweise erhält, ohne sein Wesen aufzugeben: eben so wie ein Mensch es nicht entbehren kann, von dem andern zu lernen, aber doch sein rechtes Selbst behält, auf die Weise, wie er sich das Gelernte aneignet, so kann auch keine Nation sich entwickeln, ohne von einer anderen Etwas aufzunehmen. Wir haben sowohl an Wortvorrath und im Styl viel aus dem Lateinischen und Griechischen, aus dem Französischen, aus dem Englischen, aus dem Italienischen und am allermeisten aus dem Deutschen aufgenommen, aber die Aneignungsweise hat es Dänisch gemacht. So wahr wie wir noch Dänen sind, und keineswegs entartete, sondern in fortgesetzter wirksamer Entwickelung uns befindende Dänen, so wahr ist unsere gegenwärtige Sprache eben so völlig Dänisch, wie die irgend einer früheren Periode, und dabei jetzt mehr entwickeltes und inhaltreiches Dänisch. Hiermit leugne ich ganz und gar nicht, daß wir sowohl in neueren als auch in älteren Zeiten unsere Sprache durch manche gedankenlose Aufnahme fremder Wörter und Nachbildung fremder Ausdrücke verunstaltet haben, aber diesem Uebel, welches unzertrennlich von der Unvollkommenheit menschlicher Dinge ist, müssen wir mit allen Kräften entgegenarbeiten; doch dieß kann uns nicht verhindern, zu

sehen, wie der wahre nationale Keim sich in der Sprache erhalten und entwickelt hat. So groß auch der Einfluß der deutschen Literatur auf uns gewesen ist, und bei der bedeutungsvollen Verwandtschaft, sowohl in Sprache als Abstammung, sein mußte, wird man doch sehen, daß die langen und verwickelten Perioden im Deutschen nicht das Uebergewicht im Dänischen bekommen haben. Es ist wahr, unsere Sprache sträubte sich dagegen; aber wenn dieß auch das einzige Hinderniß gewesen wäre, so ist es ja doch unsere Eigenthümlichkeit, welche unleugbar in der Sprache ausgedrückt ist; aber es bedarf nicht vieler Aufmerksamkeit, um zu sehen, daß man den Ausdruck dem Deutschen näher gebracht haben könnte, wenn nicht unser übriges Wesen dagegen wäre.

Die Deutschen haben ein Streben nach dem Hochsteigenden und dem Tiefgehenden, welches sich oft in großen Entdeckungen und herrlichen Werken geäußert hat, welches aber auch oft zu Schwulst, Spitzfindigkeit und Dunkelheit ausartet. Viele von Deutschlands besten Geistern haben selbst diese Verirrungen beklagt. Wenn wir das Vortreffliche der deutschen Literatur aufnehmen, wollen wir nicht diese Fehler, welche gegen unser Wesen streiten, mitfolgen lassen. Wohl ist dieß nicht von Ausnahmen frei; aber diese können keinen entscheidenden Einfluß haben, unsere Eigenthümlichkeit hat sich doch behauptet. Man lese nur philosophische Abhandlungen von unseren Selbstdenkern und vergleiche sie mit ähnlichen im Deutschen, und man wird finden, daß jene sich durch Klarheit und Einfachheit der Darstellung auszeichnen. Würde Jemand meinen, daß dieses nur von Mangel an Tiefe herrühre, so müßte ich ihm vorschlagen, sie mit solchen deutschen Arbeiten zu vergleichen, welche im Wesentlichen niedriger stehen, und der Unterschied wird sich doch zeigen. Wenn ein Däne, der sich recht eifrig dem Studium der deutschen Philosophie hingegeben hat, Deutsch schreibt, wird er viel mehr sich der deutschen Behandlung nähern, als wenn er Dänisch schreibt. Mehr als ein einsichtsvoller Philosoph hat sich hierin mit mir einig erklärt. Ein lehrreiches Exempel bietet Steffens' Einleitung zur Philosophie, welche 1803 Dänisch herauskam; die

ganze Behandlung ist ausgemacht Dänisch, im Vergleich mit der, welche man in seinen deutschen Schriften findet. Jeder Nachdenkende wird sehen, daß das ganze Verhältniß in Styl und Behandlung Folge der Natur des Volkes, der daraus entwickelten Sprache und des durch Beide bedingten ganzen geistigen Zustandes ist.

Diese Züge werden schon hinreichend die Eigenthümlichkeit unserer Literatur zeigen, obgleich sie gewiß nicht ein vollständiges Bild ausmachen, dahingegen darf ich nicht versäumen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Stufe, zu welcher die dänische Literatur sich erhoben hat, ungeachtet die Nation so wenig zahlreich ist, und die Anzahl der Arbeiter folglich klein im Vergleich mit der, welche der Literatur großer Nationen zu Dienste stehen, ein nicht geringer Beweis der geistigen Kraft des dänischen Volkes, und der guten Entwickelung seiner Bildungsmittel ist.

Aber wenn man mir nun zugestehen würde, daß unser dänischer Charakter sich deutlich in unserer Literatur abgeprägt hat, könnte man doch behaupten, daß derselbe Geist sich nicht in unserem praktischen Leben abgespiegelt hätte. Es würde wohl schon genügen, hierauf zu antworten, daß ein solcher Mangel an Zusammenhang zwischen Charakter und Handlungsweise eines Volkes unmöglich ist; aber es ist wohl werth, die Sache in ihrem wirklichen Hervortreten zu sehen. Eine sehr wichtige praktische Aeußerung des Charakters eines Volkes ist seine Gesetzgebung, wenn diese wirklich ihren Ursprung im Volkswillen hat. Dieses ist der Fall mit der dänischen. Sie ist entsprungen aus den Rechtsgrundsätzen, Gebräuchen, Vereinigungen des Volkes und den in den Gerichten gefällten Urtheilen, welche allgemeinen Beifall gefunden, während die meisten anderen Nationen das römische Recht aufgenommen haben, welches oft nur wenig zu ihrer Eigenthümlichkeit paßte. Ich kann hier die Worte wiederholen, welche ich vor zwanzig Jahren bei dem Schluß eines Auszugs gebrauchte, den ich, als Secretair der Gesellschaft der Wissenschaften, aus einer Reihe von Untersuchungen gab, welche der Conferenzrath Schlegel derselben vorgelegt hatte:

„Unser Volk hat das seltene Glück, daß die jetzt geltenden

Rechtsvorschriften in einer natürlichen Reihenfolge von den aller=ältesten, welche sich in ein für uns undurchdringliches Dunkel ver=lieren, hervorgetreten sind. Unsere Gesetze enthalten deßhalb nicht, wie die so mancher anderer Länder, ein sonderbares Gemisch von fremdem und Volkseigenthum, bei welchem die Kunst ihre Kraft verliert, wenn sie darin Einheit und Harmonie zu finden versucht. Eben so wie unsere Gesetze ihre Existenz der Selbsteigenheit des Volkes schulden, so sind sie auch auf der anderen Seite nächst der Sprache die kräftigsten Mittel gewesen, um selbige unverfälscht zu erhalten, und das Gefühl des innerlichen Zusammenhanges dieser Gesetze mit der Eigenthümlichkeit des Volkes hat uns vor der Sucht bewahrt, große Umwälzungen in der Gesetzgebung zu machen und uns dahin geführt, uns mit den sparsamen Veränderungen zu be=gnügen, zu welchen Gerechtigkeit oder Gemeinwohl aufzufordern schienen. Unsere Gesetze haben, ihrem dänischen Ursprunge zufolge, sich von der Grausamkeit frei gehalten, welche in manchen anderen Gesetzgebungen herrscht, und namentlich von der ausgedehnten An=wendung der Tortur, welche diese zugestanden haben. Wohl fielen unserer Gesetzgebung in dem Zeitalter der Barbarei einige einzelne Opfer; aber dieser Fleck ist schon vor langer Zeit ausgetilgt. Wir dürfen auch nicht verheimlichen, daß die Tortur sich eine Zeit lang in unsere militairische Gesetzgebung eingeschlichen; aber diese war mit geworbenen Truppen zu uns gekommen, und hat, wenn auch nicht so schnell als man wünschen konnte, menschlicheren Grund=sätzen weichen müssen. Auch den ausgesuchten peinlichen Strafen ist unsere Gesetzgebung abhold. Wir sind zwar nicht dem entgangen, einzelne solche von fremden Gesetzgebungen aufzunehmen, aber es sind wenige gewesen, und sie haben sich nicht lange gehalten. Unsere Gesetze sind auch von manchen Spitzfindigkeiten frei, welche man in fremden Gesetzen findet. Vielleicht wird Der, welcher fremde Gesetz=gebungen nicht kennt, unsere eigenen der Weitläufigkeit beschuldigen; aber wenn man bedenkt, wie die menschlichen Verhältnisse sich in den letzten anderthalbhundert Jahren entwickelt haben, so wird man

schwerlich klagen, und noch weniger, wenn man unsere Gesetzgebung mit den meisten fremden vergleichen will."

In den Ständeversammlungen, darf ich sagen, hat der dänische Charakter sich auf eine sehr achtungswerthe Weise gezeigt. Da ich mich hier nicht auf etwas berufen will, worüber die Meinungen der Parteien stark getheilt sind, so kann ich nur einzelne Punkte der Wirksamkeit derselben hervorheben. Die Zeit muß das Viele, was zurücksteht, erst entwickeln, und möchte es mit der gesunden Mäßigung geschehen, welche eben so sehr gefährliche Uebereilung als ängstliche Langsamkeit scheut. Ich glaube nicht, daß ich Widerspruch finde, wenn ich behaupte, daß unsere dänischen Ständeversammlungen sich durch eine in Wahrheit große Arbeitsamkeit ausgezeichnet haben, und durch eine mit Mäßigung vereinigte bedeutende Kraft. Das, was sie hierdurch bei der Regierung erlangten, wird von Vielen sehr gering angeschlagen; ich will es nicht vergrößern, sondern nur die erreichten Dinge nennen, über deren Werth kein Zweifel sein kann.

Man hat eine viel vollkommnere Veröffentlichung der Verhandlungen, als früher beschlossen war, Oeffentlichkeit der Finanzrechnungen, eine über das ganze Land ausgedehnte Communalverfassung, Abschaffung der meisten Naturalprästationen, eine liberale Veränderung der Jagdgesetzgebung, verschiedene für den Handel wichtige Verbesserungen in den Zollgesetzen, eine umfassende verbesserte Gesetzgebung über Diebstahl, Betrügerei, Hintergehung ꝛc. erreicht.

Daß Vieles ferner vorbereitet ist, wird Keiner leugnen. Möge Jeder nach seiner Ansicht das Zukünftige prophezeihen, möge dieß, was noch häufiger der Fall sein wird, nach Partei und Neigung geschehen, der Geschichte gehört es noch nicht an. Ich wiederhole, daß es nur die wirklich geschehene Nationalentwickelung ist, welche ich an dieser Stelle zu beleuchten suche.

Des dänischen Volkes natürliche Neigung zur Mäßigung, und namentlich der Abscheu desselben vor Grausamkeit, ist bekannt genug, und hat sich unter andern in der unblutigen Weise geäußert, mit welchen die Reformation und die gegenwärtige monarchische Ver-

fassung eingeführt wurden. Bei der letzten Veränderung ist auch die Mäßigung merkwürdig, welche die unteren Stände gegen den Adel zeigten, ungeachtet ihrer Erbitterung gegen denselben. Sie beschränkten sich, ihm die Vorrechte zu nehmen, mit welchen er dem Staate geschadet hatte; aber Nichts mehr. Gesteht man uns jedoch gern Mäßigung zu, so ist man dagegen desto geneigter, uns Mangel an Begeisterung vorzuwerfen — und wenn man diese Behauptung dahin einschränken will, daß unsere Nation keine von denen ist, welche am leichtesten begeistert werden, so kann man dem nicht widersprechen — aber übrigens haben wir Beispiele echt dänischer Nationalbegeisterung genug. Ich rede hier von nichts Neuem: aber man muß dann und wann daran erinnern, weil es Leute giebt, welche sie in Schatten stellen wollen. Die patriotische Begeisterung unserer Nation für ihre großen Männer hat sich oft gezeigt, obgleich es hier wie in allen Ländern ging, daß Unbilligkeiten gegen die Mitlebenden sich eingeschlichen haben. An begeisterter Theilnahme bei öffentlichen Unternehmungen hat es nicht gefehlt; und Begeisterung des Mitleids bei öffentlichen Unglücksfällen ist beinahe immer sehr fruchtbringend bei uns gewesen.

Gehen wir zu dem in der materiellen Welt sich äußernden Gepräge unseres Nationalcharakters über, so kann vielleicht des Dänen Verhalten auf dem Meere zuerst genannt werden. Muth, Ausdauer, praktische Tüchtigkeit hat man dem dänischen Seemanne immer zugestanden. Die Offenherzigkeit und Redlichkeit, welche sich in seinem Benehmen abprägt, haben ihm Zutrauen in der ganzen Handelswelt erworben. Im Kampfe haben unsere Seekrieger am häufigsten gesiegt, beinahe niemals unterlegen, ausgenommen der Uebermacht. Unsere Landmacht bestand in den letzten Jahrhunderten der langen Friedenszeit des Reichs oft aus Miethtruppen, am häufigsten sogar unter fremden Anführern, so daß man in unseren Landkriegen, in ihrer Totalität genommen, den Nationalcharakter nicht erkennen kann; aber daß es auch in der Geschichte dieser Kriege nicht an Beispielen dänischen Heldengeistes fehlt, weiß Jeder, der die Geschichte unseres Landes kennt. Wo die dänischen Landkrieger

in der neueren Zeit unter einer wirklich militairischen Anführung gewesen sind, haben sie auch ihren Vätern keine Schande gemacht.

Unsere Sitten und Gebräuche sind eben so Dänisch, wie unsere Literatur; das heißt, wir haben auch, was diese anbelangt, zwar Viel von Fremden aufgenommen, aber nur Das, was zu unserer Nationalität paßte; und in soweit, als es ganz damit stimmte, haben wir es danisirt. In demselben Geiste haben alle anderen Nationen gehandelt, welche nicht geradezu durch einen mächtigen äußeren Druck daran gehindert worden sind. Wir haben ohne Zweifel in unseren Sitten und Gebräuchen mehr mit den Deutschen als mit den südlicheren Nationen gemein, aber nicht, weil wir es vorgezogen haben, den Deutschen nachzuahmen, sondern der Aehnlichkeit wegen, welche man zwischen diesem und unserem Volke findet, indeß sind wir in mancher Beziehung auch hierin von ihnen abgewichen; so hat das Renommistenwesen deutscher Universitäten nicht bei uns gedeihen können, es streitet gegen dänische Denkweise. Bei den Deutschen ist es eine Ausartung von Eigenschaften, welche in anderen Richtungen angewendet, ihnen Ehre machen: bei uns würde es eine jämmerliche Nachahmung sein. Dieses Beispiel zeigt auf eine wichtige nähere Gleichheit zwischen uns und den übrigen Skandinaviern hin; denn auch bei den anderen nordischen Universitäten ist das eigentliche Renommistenwesen, und der Sprößling desselben, das unzeitige Duellwesen, nicht heimisch.

Aus allem Diesem wird man entnehmen, daß ich unseren dänischen Nationalcharakter eben so bestimmt ausgeprägt halte, wie irgend einen einer anderen selbstständigen Nation. Ich kann deßhalb nicht billigen, daß man ein vermeintliches Zurückstehen in dieser Hinsicht als Grund anführt, um nach der skandinavischen Einheit zu streben. Man wird gesehen haben, daß ich es nicht in Wahrheit gegründet halte: ich sehe es eben so wenig für klug an, denn es zeigt uns von moralischer Seite mit einer Bettelhaftigkeit, welche es den beiden anderen skandinavischen Völkern als eine besondere Gnade erscheinen läßt, wenn sie sich mit uns einließen, was dann nur in Hoffnung auf unsere Besserung geschehen müßte; und hiergegen

empört sich mein dänischer Stolz. In unserem Volke zeigt diese Eigenschaft sich nicht so sehr in der Begier, anerkannt zu werden, als vielmehr in einem ernsten Widerstand, wenn man uns herabsetzen will.

Eine Wahrheit aber, welcher zu widersprechen mir nicht einfallen kann, daß nämlich der Nationalcharakter nicht etwas Stillstehendes und Fertiges ist, während die Grundform besteht, muß jeder Fortschritt des Zeitalters eine neue und reichere Entfaltung mit sich führen. Daß die beständig innigere Verbindung, welche vor einem halben Jahrhunderte hervorzukeimen begann und sich nun stets weiter entwickelt, ihren Einfluß, und einen nützlichen, auf die fernere Entwickelung aller drei skandinavischen Volkscharaktere haben wird, daran zweifle ich nicht.

Es sei mir erlaubt, hier einige der Worte anzuführen, welche ich über diesen Gegenstand in dem skandinavischen Naturforscher-Verein 1840 sagte:*)

„Mir ist es deßhalb klar, daß die aus der Aufklärung entsprungene richtige Einsicht der Ersprießlichkeit, daß die skandinavische Literatur so viel wie möglich eine Einheit bilde, durch unsere Gesellschaft in einem sehr hohen Grade verstärkt und ausgebreitet werde. Ich wiederhole, daß ich keine Verschmelzung beabsichtige; jedes von den skandinavischen Völkern wird folgerecht seine Literatur in seinem eigenen, eigenthümlichen Charakter entwickeln; aber durch ein wohlüberlegtes Zusammenwirken werden diese Literaturen eine einzige, durch wichtige Eigenthümlichkeiten von den übrigen sich unterscheidende Literatur bilden, so daß wir mit edlem Selbstgefühl allen anderen als Skandinaven gegenübertreten können. Sind unsere Literaturen mit ihren reichen Schätzen außerhalb des Nordens nur wenig bekannt, so liegt dies darin, daß sie Literaturen und nicht Eine Literatur sind: werden unsere Sprachen nur in wenigen anderen Ländern verstanden, so liegt dieß darin, daß man die Fremden glauben läßt, der Norden habe mehrere Sprachen,

*) Vergl. „Geist in der Natur", II. Band.

und darin, daß man die Sache nicht darstellt, wie sie ist, nämlich, daß wir eine in zwei durch Schriften ausgebildeten Mundarten gemeinschaftliche Sprache haben: durch einen mißverstandenen Nationalstolz haben wir uns getrennt und Fremde dahin gebracht, unsere Geisteserzeugnisse als zu gering zu betrachten; lasset uns uns vereinigen, lasset sechs Millionen Skandinaven ihre Kraft in Eine Wagschale legen, und wahrlich, man wird sie nicht zu leicht finden."

Bei derselben Gelegenheit machte ich zugleich aufmerksam auf die Wichtigkeit der Vertraulichkeit, welche man durch die Redesprache im persönlichen Umgange stiftet.

Zwar habe ich hierdurch nicht Alles ausgedrückt, welches nun bezweckt wird, aber ich habe auch nicht die Grenze für unsere skandinavischen Bestrebungen bezeichnen wollen; mögen sie, wie ich hoffe, stets mit dänischer Bürgertreue und Besonnenheit betrieben werden, und niemals in Uebertreibungen ausarten, welche, indem sie nach zu Vielem streben, Hindernisse für die großen Güter in den Weg legen können, welche sich hier wirklich erreichen lassen.

Ich hoffe, daß man in dieser ganzen Darstellung sehen wird, daß es nicht meine Absicht ist, unser Volk über andere Völker zu erheben, sondern daß ich nur zeigen will, daß es mit seinen eigenen Zügen und mit wahrer Eigenthümlichkeit einen ehrenwerthen Platz zwischen den anderen Nationen einnimmt. Würde ein falscher Patriotismus mir vorwerfen, daß ich es nicht über alle anderen setze, und würde man aus der Anerkennung des Werthes anderer Nationen schließen, daß ich nicht mein Volk und mein Land mehr als alle fremden liebte, so würde ich antworten, ~~daß,~~ eben so wie man seine nächsten Verwandten vor allen anderen Menschen lieben kann, ohne in die Verblendung zu gerathen, sie für besser als alle Uebrigen zu halten, so, und noch mehr, geht es mit der Liebe zum Vaterlande. Ich bin durch Geburt, Erinnerungen und Sprache an dasselbe gefesselt, ich bin daran mit unzähligen Wurzeln festgewachsen, es ist zugleich die Erde, in welcher ich gedeihe, und die Atmosphäre, in welcher ich athme. Ich kann nicht anders, als

für dieses wirken, was ich vermag, und ihm Alles wünschen, was ein ergebenes Herz wünschen kann; da möchte ich, daß, vor allen anderen Stellen auf der Erde, mein Gedächtniß möge bewahrt werden und mein Geschlecht blühen; sollte ich dieses Vaterland nicht lieben können, ohne das irgend eines Anderen geringzuschätzen?

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.